

Herausgeber:
SPD-Landesverband
Baden-Württemberg
Schloßstraße 68,
70176 Stuttgart

Redaktion:
Lotte Ruggaber
Dagmar Heilsberg

1995 Erinnerungen



1945

A 96 - 02841

Zeitzeugen erzählen

„Das sind in groben Zügen Erlebnisse des wahnsinnigen Weltkrieges. Nicht alles kann niedergeschrieben werden, weil es unglaublich und unmenschlich erscheinen würde.“

Rudolf Januschke, Stuttgart

„Aus dieser Zeit ist mir der Grundsatz geblieben, daß ich es nicht fertigbringe, ein Stück Brot wegzuwerfen.“

Liese Bürk, Horb

„Die Monate des Kriegsendes und des Neubeginns haben mein Denken und Wollen nachdrücklich geprägt: Nie wieder Terror, Krieg und Unfreiheit; weg mit all den Ideologien und mit all der Unaufrichtigkeit, die wir in der Jugend erlebten. Statt dessen Menschenliebe...“

Dr. Frank Weidauer, Stuttgart

„Das Jahr 1945 war mit all dem Erlebten letztlich ausschlaggebend dafür, mich sobald es möglich war, aktiv einer Politik zu verschreiben, die den Krieg verurteilt und nach Wegen für ein friedliches Zusammenleben der Völker sucht. Dieses führte mich auf den Weg zur Friedenspolitik von Willy Brandt und in die SPD.“

Manfred Wende, Stuttgart

„Wenn ich heute die Berichte von den Kriegsschauplätzen der Welt sehe und höre, muß ich oft an meine Zeit während des Krieges denken. Immer wieder sind es fanatisch erzogene Kinder und Jugendliche, die mit einem falschen Weltbild in den Krieg ziehen. Viele von ihnen verlieren ihr Leben für die Illusionen ihrer „Führer“, die immer wieder auftauchen und verschwinden.“

Werner Kreis, Stuttgart

A 96 - 02841

Es entsetzt mich immer wieder, wie leichtfertig heute Bombeneinsätze überall in der Welt praktiziert oder gefordert werden. Sie sind immer ein Verbrechen gegen die Bevölkerung, besonders aber gegen Frauen und Kinder.

Haben die Menschen wirklich nichts gelernt?

Anneliese Schickel, Stuttgart

„Wir mußten langsam erkennen, daß es keine üble Propaganda war, wenn über die Verbrechen dieses Hitler-Deutschlands geredet wurde. Diese Erkenntnis muß ein junger Mensch erst einmal verdauen, daß er jahrelang in einem Verbrecher-Staat gelebt hat...“

Hilde Nibbe, Stuttgart

„Heute denke ich mit Bewunderung daran, wie unsere Mutter es im Jahre 1945 geschafft hat, ganz auf sich allein gestellt und trotz großer Probleme für uns Kinder ein normales Leben zu gestalten.“

Gotlind Braun, Freudenstadt

„All das, was von Menschenhand erbaut und zerstört wurde, kann wieder neu entstehen, doch um die Menschen, die durch den Krieg ums Leben kamen, können wir nur trauern, mit der Hoffnung, daß alles Morden ein Ende nehmen möge.“

Alfred Motzer, Stuttgart

„Nachdem uns Hitler mit seiner totalitären Staatsform in das totale Unglück gestürzt hatte, war mir die Erkenntnis gewachsen: ein Mann allein kann niemals die Verantwortung für einen ganzen Staat und das Wohl und Wehe eines Volkes tragen. Die uns von den Siegermächten verordnete Form der Demokratie schien mir doch weniger risikoreich.... Ich erkannte, daß sich jeder Bürger für diesen Staat mitverantwortlich fühlen sollte. Da zur Willensbildung politische Parteien notwendig sind, schien es mir geraten, mich in diese Richtung zu orientieren.“

Willi Kaiser, Karlsruhe

Vorwort

Die Stuttgarter Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Seniorinnen und Senioren forderte Anfang Januar ihre Mitglieder auf, über ihre Erlebnisse am Kriegsende zu berichten. Diese Berichte sollten in einer Gedenkveranstaltung vorgetragen werden. Das geschah auch. Es gingen aber viel mehr Berichte ein, als vorgetragen werden konnten, deshalb beschlossen wir, eine Broschüre herauszugeben. Das Vorhaben sprach sich herum, und es kamen auch Berichte aus anderen Städten. Es hätte ein Buch gegeben! Dem standen aber die Kosten entgegen.

Lotte Ruggaber, die Initiatorin, sammelte die Berichte und übernahm mit Dagmar Heilsberg die Redaktion.

Es mußte — leider — gekürzt und gestrichen werden, dabei durfte aber der Inhalt nicht verändert werden. Das war nicht einfach, denn es lagen Geschichten voller Dramatik vor, Erlebnisse, die anrührend und erschütternd sind. Auch heitere Geschichten wurden erzählt. Die meisten Erzähler waren damals sehr jung, auch naiv, aber bereit zu einem neuen Anfang. Die Berichte zeigen auch, wie eine totalitäre Gesellschaft das Denken junger Menschen verformen kann.

Allen Berichten gemeinsam ist ein gewisser Fatalismus: man konnte sich nicht auflehnen, man wußte auch nicht, wie man sich überhaupt wehren könnte. Die Angst vor SS und Gestapo war allgegenwärtig!

Die Frauen waren die Stillen, so war es ihnen beigebracht worden. In vielen persönlichen Berichten wird aber deutlich, daß die Mütter der entscheidende Rückhalt waren, um Not und Schrecken überhaupt zu überstehen.

Die Erzählerinnen und Erzähler haben alle die Konsequenz aus dieser Zeit gezogen: sie setzten sich für den demokratischen Sozialismus ein, für ein Leben in Freiheit und Menschenwürde, für Solidarität und Gerechtigkeit!

Ich danke allen Beteiligten und hoffe, daß diese Erinnerungen der jetzt Alten von vielen, auch jungen Menschen, gelesen werden. Denn sie sind es, die in Zukunft dafür sorgen müssen, daß nie mehr Krieg und Terror regieren.

Dr. Alfred Geisel
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Seniorinnen und Senioren in Baden-Württemberg
im Mai 1995



Oskar Herz — Tragödie eines Sozialdemokraten

Wir wollen hier an Oskar und Hermine Herz erinnern, die von Anfang an gegen das verbrecherische Nazi-Regime mit ihren Mitteln kämpften, als andere, die heute als Widerstandskämpfer geehrt werden, noch gebelbt haben. Das Schicksal von Oskar Herz zeigt, wo die wahren Gründe für die Tragödie von 1945 liegen.

Am 30. Januar 1933, als Hitler Reichskanzler wurde, begann der Weg ins Unheil, nicht nur für die Deutschen, sondern für die ganze Welt.

Oskar Herz, Jahrgang 1900, war bis 1933 SPD-Funktionär in Stuttgart-Ost. Nach der Machtübernahme durch die Nazis hält er Kontakt zur Exil-SPD in Prag und zur Gruppe „Neu beginnen“ in der Schweiz, d.h. zu Erwin Schoettle.

Am 2. November 1935 wird Oskar Herz verhaftet und von den Nazis in einem Prozess wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu 18 Monaten Zuchthaus verurteilt.

Nach Verbüßung dieser Strafe kommt er sofort in „Schutzhaft“ in die Konzentrationslager Welzheim, Dachau, Flossenbürg und wieder Dachau.

Am 16. Februar 1945 (1) erhält seine Frau Hermine, die während seiner Haft zahlreiche Entlassungsgesuche gestellt hatte, die aber alle abgelehnt werden, die lapidare Nachricht von der Gestapo, ihr Mann sei „am 8.11.44 zur Wehrmacht entlassen worden.“ Dabei handelte es sich um die berüchtigte SS-Division „Dirlewanger“. Die Sowjets behandeln ihn in der Gefangenschaft daher als SS-Mann. Fünf Jahre muß er in einem Kohlebergwerk bei Stalino arbeiten.

Erst 1949 kommt Oskar Herz aus der Kriegsgefangenschaft zurück und wird am 2. November 1949 in Ulm entlassen, nach genau 13 Jahren Haft und Gefangenschaft.

Am 16. November 1949 wurde das Nazi-Urteil aufgehoben und aus dem Strafregister gelöscht. Unterzeichnet ist diese Verfügung vom damaligen Generalstaatsanwalt Richard Schmid.

Wir können heute nicht ermessen, wieviel moralische Kraft und Mut notwendig sind, um 13 Jahre Haft als Opfer zu überstehen und wieviel Hoffnung und Zuversicht gebraucht wird, um 13 Jahre lang zu warten.

Lotte Ruggaber, Stuttgart

Hitler bedeutet Krieg!

Vor 1933 warnten SPD und Reichsbanner vor Hitler. „Hitler bedeutet Krieg“ sagten wir. Am 30. Januar 1933 wurde Hitler dann Reichskanzler. Es folgt die Ausschaltung der Presse- und Meinungsfreiheit, Verhaftung vieler Freunde, Vernehmungen durch die Gestapo, Hausdurchsuchungen, Arbeitslosigkeit für meinen Vater und mich.

Wir begannen ein eigenes Geschäft aufzubauen und trotz großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten und Boykottmaßnahmen durch die Nazis, auch feindlicher Einstellung von Nachbarn, denen unsere politische Einstellung bekannt war, konnten wir Fuß fassen. Eine Hilfe war Professor Bonatz, der von unseren Schwierigkeiten erfuhr und uns aus dem Universitätsbereich eine Reihe von Aufträgen verschaffte.

Meine antimilitaristische Gesinnung war durch die SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) geprägt, das geistige Vorbild war Kurt Schumacher.

1939 — der Krieg begann

1941 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen. Zurück blieb die mühsam geschaffene bürgerliche Existenz, die mein Vater allein aufrecht erhielt.

Die vierjährige Soldatenzeit in Rußland wurde durch dreimalige Verwundungen mit anschließendem Genesungsurlaub unterbrochen. Bei diesen Urlauben konnte ich die Stimmung in der Heimat kennenlernen.

Man könnte sie kennzeichnen „von der Begeisterung zur Ernüchterung und dann zur Zurückhaltung“.

Vier Monate vor dem Ende des Hitler-Krieges traf mich bei der Verteidigung von Königsberg ein Explosivgeschosß im linken Arm, der daraufhin amputiert werden mußte. Unter schwierigen Umständen kam ich über die von russischen U-Booten kontrollierte Ostsee nach Nordjütland. Für mich war der Krieg zu Ende, aber auch meine Berufslaufbahn als Handwerksmeister. Ein harter Schlag, auch für meinen Vater.

Ende 1945 kam ich heim nach Stuttgart. Die Stadt lag in Trümmern, aber die Nazis waren weg. Wer überlebt hatte, war mit Aufräumen, Schutt wegkarren und Instandsetzen beschäftigt. Der Schutt wurde zum Birkenkopf gefahren, der bald den Namen „Monte Scherbellino“ erhielt. Ein 500 m hoher Trümmerberg blieb als Symbol nationalsozialistischer Machtpolitik!

Neubeginn

Die amerikanische Militärregierung erlaubte erst im Herbst 1945 offiziell die Bildung von Parteien. Nach der Zulassung suchte die SPD einen Parteisekretär. Ich bewarb mich und wurde gewählt.

Der organisatorische Aufbau begann. Politisch war die Versorgung der Bevölkerung, der Bau von Wohnungen, der Wiederaufbau des Ver-

kehrswesens, der Wirtschaft insgesamt, zunächst das wichtigste. Jede Woche wurde ich zur Berichterstattung von der Militärregierung vorgelesen.

Der „ohne-mich-Standpunkt“ der Menschen war nur schwer zu überwinden. Viele wollten nicht mehr wahrhaben, daß sie noch vor wenigen Monaten zu denen gehört hatten, die im Berliner Sportpalast die Goebbels Provokation: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ mit Sieg-Heil-Geschrei beantwortet hatten.

Die SPD gewann aber zunehmend an Boden. SPD-Leute arbeiteten von Anfang an am Aufbau mit. Es war eine mühevoll und langwierige Organisations- und Bildungsarbeit notwendig, um die Enthaltung zu überwinden.

Die materiellen Schäden der Nazizeit und des Krieges waren unermeß-

lich, die geistigen Schäden aber fast unkorrigierbar. In Kriegsverbrecherprozessen sollten die Schuldigen bestraft werden. Die Entnazifizierung der vielen Mitläufer zeigte oft, wie jämmerlich der Mensch reagieren kann, wenn er zu dem stehen soll, was er jahrelang getan, verfügt und verlangt hat. Sie wollten Bescheinigungen, sogenannte Persilscheine, daß sie schon immer anständige Menschen waren.

Unser Rezept für ein neues kritisches Denken und Verhalten war politische Bildung.

Selbständig Politisch Denken mußten Alte und Junge neu lernen. So wie wir es zwischen 1920 und 1933 schon von Kurt Schumacher gelernt hatten.

Helmut Mielke

Stuttgart gab es einfach nicht mehr

In Stuttgart geboren und aufgewachsen, habe ich den ganzen Krieg, bei Beginn knapp 12 Jahre alt, in dieser Stadt erlebt. Auch meine Familie gehörte zu denen, die sich am Wochenende nach der Nacht vom 25./26. August 1940, dem ersten von über 50 Luftangriffen, der „Völkerwanderung“ nach Gaisburg anschlossen, um die Schäden, die auch 5 Menschenleben gekostet hatten, anzusehen. Im Verlauf der nächsten Jahre gehörten Fliegeralarm und Bombenangriffe mehr oder weniger zu unse-

rem Leben. Man half, und wenn man selbst betroffen war, halfen die anderen, aber zum Besichtigen kam niemand mehr.

Wir Kinder lernten in der Folgezeit durch Dachluken zu klettern und angeseilt die Dächer mit Dachpappe abzudecken, Fenster zu vernageln und aus brennenden Häusern Betten und Haushaltsgegenstände zu retten, oder soweit noch möglich, beim Löschen zu helfen. Der erste Ton der Sirene in der Nacht stellte mich auf die Füße, obwohl ich sonst, bis heute,

große Schwierigkeiten mit dem Aufstehen habe.

Die Kampfflugzeuge flogen über Traben-Trabach ein und die Angriffe häuften sich. Und dann kam jene Nacht vom 26. Juli 1944 und der darauffolgende Tag, der meine Erinnerung nie mehr losläßt.

Unser Stadtteil war verschont geblieben, und als wir den selbstgebauten Stollen hinter dem Haus verließen, war der Himmel über der Innenstadt hell erleuchtet und das Tal ein einziges Flammenmeer. In mein Entsetzen hinein sagte meine Mutter: „Du solltest morgen mal nach Marga, der Frau meines älteren Bruders, sehen“.

Am Morgen habe ich mich auf den Weg gemacht, über die Alexanderstraße, Richtung Stadt und Bopser. Es war heiß, der Himmel war nicht zu sehen vor Staub und Rauch.

Die Ein- und Zweifamilienhäuser, mein Ziel unterhalb der Neuen Weinsteige, hatte eine Luftmine wie Kartenhäuser zusammenfallen lassen und an den Berg gedrückt. Meine Schwägerin war darin verschüttet gewesen. Nachbarn mit etwas mehr Glück, die verzweifelt in den Trümmern nach Brauchbarem suchten, sagten es mir, aber keiner wußte, wo die Verletzten hingekommen waren. Da begann meine Suche nach ihr.

Ein großer Teil der Krankenhäuser war ebenfalls beschädigt, für mich war das Marienhospital das Nächstliegende. Menschen mit Verbänden wie Mumien lagen in den Gängen, durchblutete Mullberge und dazwischen unermüdlich arbeitende und

tröstende Schwestern und Ärzte. Hier war sie nicht — leider, sagte man mir.

Mein Weg führte zum Diakonissenkrankenhaus zwischen Trümmerbergen der Hauptstätterstraße, die durch ihren Asphaltbelag für Flüchtende zur Falle geworden war. Zum ersten Mal sah ich völlig verkohlte Leichen, zusammengeschrumpft zur Unkenntlichkeit. Vor Grauen blieb ich wie festgenagelt stehen, bis Männer des Hilfsdienstes mich wegzogen und mir rieten, heim zu gehen. Aber ich mußte ja weiter und so wiesen sie mir einen möglichen Weg, mahnten mich, nicht einfach über Trümmer zu steigen, sondern der Zeitzünderbomben wegen eventuell Umwege zu machen.

Auch im Diakonissenkrankenhaus schüttelte man nach Durchsicht der Namenslisten mit dem Kopf — nein, leider. Das selbst schwergeschädigte Katharinenhospital hatte keine Übersicht — vielleicht morgen.

Erst jetzt kam mir richtig zum Bewußtsein, Stuttgart gab es einfach nicht mehr. Auf meinem Weg durch die Trümmer, vorbei an den Hauswänden mit der Aufschrift: „Wir leben Alle“, oder einfach einem Kreuz hinter einem Namen, ist mir die Hitze aus den noch schwelenden Kellern, der Ascheregen in der Luft oder der Blick vom Westen der Stadt in den Osten von fast keinem Haus mehr gestört, gar nicht so aufgefallen, erst jetzt.

Inzwischen war es später Nachmittag und ich verdreht, hungrig, dur-

stig und verzweifelt, die Umwege hatten viel Zeit gekostet. Da erinnerte ich mich an das Karl-Olga-Krankenhaus in der Hackstraße. Es war ein weiter Weg, denn auch hier konnte man einige Straßenzüge nicht passieren. Im Erdgeschoß dasselbe Bild wie überall, nur hier war ich endlich am Ziel.

Im Bett lag eine Person, in deren Kopfverband winzige Augenschlitze, zwei Kanülen für die Atmung und eine kleine Öffnung für den Mund zu sehen waren. Die Arme waren bandagiert, sie war ohne Bewußtsein und es hätte genauso eine andere Person sein können.

Dieser Tag war für ein junges Mädchen ganz einfach zuviel gewesen,

und ich habe mich auf einer Trage und dem Gefühl von etwas scharfem im Mund wiedergefunden. Schnaps hatte mich wieder auf die Beine gebracht.

Meine Schwägerin hat ihre Verletzungen überlebt. In unregelmäßigen Abständen schafften sich, bis ca. 8 Jahre nach dem Geschehen, kleine Glas- oder Steinpartikel an die Oberfläche der Haut, die dann entfernt werden mußten.

Ein paar Dinge habe ich bis heute nicht überwunden, z.B. die Hauptstätterstraße zu überqueren, ohne an jene Verbrannten zu denken und die Angst vor Gewittern, der Donner, der an einstürzende Gebäude erinnert.

Anneliese Schickel, Stuttgart

Begegnung mit Juden vom KZ Dautmergen (bei Schömberg), Herbst 1944

Stuttgart-Zuffenhausen,
Güterbahnhof, 9.10.1944.

Die 2-cm-Oerlikon-Geschütze zur Luftabwehr werden mit allem Zubehör unserer Batterie auf Güterwagen verladen, für die Abwehr von Luftangriffen aus großer Höhe sind sie untauglich. Zwei Tage zuvor war ich 16 Jahre alt geworden und nun von einem Kurzurlaub als Luftwaffenhelfer zurückgekehrt.

Und ab ging es Richtung Balingen-Rottweil Übernächtigt — wir mußten auf Holzbänken oder im Gepäcknetz schlafen — krochen wir früh morgens heraus, um die während der

Nacht hell bestrahlte Umgebung zu besichtigen. Wir waren beim Zementwerk Dotternhausen gelandet; für den Krieg sollte dort Öl aus Ölschiefer gewonnen werden.

Doch was sahen wir? Eine Menge Leute in blau-weiß gestreiften Anzügen! Es dämmerte uns Buben und Luftwaffenhelfern rasch: das müssen Strafgefangene oder KZler sein! Einer wurde von einem SS-Mann, der einen Laib Brot unter dem Arm trug, vorangetrieben. Offensichtlich hatte der KZler morgens diesen Laib Brot „organisiert“ und mitlaufen lassen. Er wurde die Böschung gegenüber dem

Zementwerk hinaufgetrieben. Dort stand der Wachtposten mit dem Karabiner. Und schon schlug der SS-Mann damit brutal auf den Häftling ein — von Verhältnismäßigkeit der Mittel keine Spur! Das war eine Schockerfahrung, die sich jedenfalls mir tief einprägte. Es begann gleichsam eine Welt zusammenzubrechen. So also können Menschen werden, wenn Propaganda Herz, Gewissen und Handeln verformt und vergiftet haben. Menschen — zu „Ungeziefer“, „Abschaum“ oder „Krebsgeschwür“ erklärt — können dann so behandelt werden! Von da an hatten allerdings alle Nazi-Begeisterten unter uns verspielt. Unser Zugführer, Unteroffizier Schaible, machte ohnehin aus seinem Abscheu keinen Hehl. Direkt nach diesem ersten Erlebnis mußte unsere ganze Batterie in Stellung gehen, zu einem, am Ende des Krieges völlig sinnlosen, Einsatz. Am Rande eines riesigen Feldes sollte unser Zug seine Geschütze samt 2 niederen Baracken in den Boden eingraben. Der Flugplatz, den wir beschützen sollten, konnte — weil morastig — nie benutzt werden. Zweimal floß bei Herbstregen (trotz aller Vorkehrungen) in unsere tief eingegrabenen Behausungen das Wasser. Die in den Doppelstockbetten unten Schlafenden mußten sich bei denen in der oberen Falle einmieten — Situationen, die nur mit Galgenhumor zu ertragen waren: so setzten wir eine Kerze in einen Holzschuh und ließen sie auf dem Wasser hin und herschwimmen.

Wir lebten mit „unseren“ Juden

1 1/2 Monate lebten wir tagsüber mit KZ-Juden zusammen. Jeden Morgen hatten zwei von uns Luftwaffenhelfern einen Trupp von etwa 12 Juden vom Sammelplatz bei Dautmergen abzuholen und abends wieder zurückzubringen — ohne SS-Bewachung! Unter den Juden waren ein Professor aus Weißrussland und ein Kapellmeister mit seinem Sohn. Ich hatte mir einst alle Namen der Juden in mein Tagebuch geschrieben, doch leider ist dies in den Kriegswirren verloren gegangen. Was sollten wir 16jährigen in dieser Lage tun? Gegenüber dem Grundübel, der Ursache des Ganzen, waren wir wehrlos. So blieb uns einzig die Hilfe, die Nächstenliebe. Wir ließen sie arbeiten, sofern sie konnten und wollten; sonst saßen sie in unseren Baracken am Ofen. Zum Essen, das wir 3 km weg von der Feldküche holen mußten, organisierten wir, was wir an Brotlaiben oder in unseren Essenskanistern tragen konnten. Die auf den Obstbäumen der Gegend übrig gebliebenen Äpfel sammelten wir.

Einmal zwangen „unsere“ Juden uns geradezu, Trester von ausgepreßten Äpfeln, die sie am Straßenrand entdeckt hatten, kanisterweise herbeizuschaffen, obwohl wir meinten, so etwas zu essen, sei für sie doch geradezu tödlich. Gott sei Dank, wurden wir nicht erwischt, sonst hätte auch uns einiges geblüht. Und was für tolle Gespräche hatten wir mit ihnen,

gerade mit jenem Professor aus Belorußland!

Eine ausgesprochene Hilfe war der Klempner, der uns in unserer eigenen miesen Lage und der herbstlichen Kälte aus gesammeltem Blech Ofenrohre, Ofenschaufeln und alles mögliche fabriziertel. Betroffen waren wir, wenn auf einmal der eine oder andere nicht mehr kam, erkrankt oder gar gestorben war.

Bei den nächtlichen Wachschichten überkam mich nicht nur einmal das blanke Heulen und Entsetzen. Allerdings reifte da auch die Entscheidung heran, Pfarrer zu werden. Jesus hatte ebensolche Unmenschlichkeit erlitten, war gegen sie und zugleich für diese und eine menschlichere Welt gestorben und auferstanden. Dies hat mich nicht mehr losgelassen, konnte ich nicht mehr vergessen.

Rassismuserfahrungen erwachen neu

Und als wir 20 Jahre danach bei einem Missionsdienst in Südafrika den Apartheid-Rassismus hautnah erlebten, da wurden jene Erfahrungen mit dem NS-Rassismus neu wach. Ein

langer Kampf begann und geht weiter, zumal rassistisches Verhalten mit seinem Dünkel, seiner angeblichen Überlegenheit und Arroganz auch hierzulande nicht ausgestorben ist. „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel anvertraut ist, von dem wird man (auch Gott) umso mehr fordern“, dies Wort Jesu gegen unsolidarisch-dünkelhaft-überhebliches Wesen hat mich seit meiner Konfirmation 1942 mitten in Kriegs- und NS-Zeit immer wieder bewegt. Und wieviel prächtige Begegnungen haben sich andererseits damals mit Juden und seitdem mit Afrikanern ergeben — Begegnungen, die — trotz und inmitten von Elend und Gemeinheit — jedenfalls mein und unserer Familie Leben geprägt, bestimmt und bereichert haben. Ob es anderen, die diese Zeiten nicht erlebt haben, eine Hilfe ist, sie motivieren kann? Schön wär's!

Stuttgart, am 50. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz/Birkenau, den 22. Januar 1995

Karl Schmidt, Stuttgart

Der Krieg ist noch lange nicht verloren...

Herbst 1944. Wir waren mit unseren 8,8 cm Flakartillerie-Geschützen in Norditalien an der Etsch stationiert. Unsere Aufgabe war es, eine wichtige Brücke abzusichern bzw. zu schützen. Munition war knapp, deshalb der strikte Befehl, nur bei unmittelbarem Angriff auf die Brücke in Aktion zu treten. Tatenlos mußten wir zusehen, wie feindliche Bombergeschwader über uns in Richtung Süd-Deutschland hinwegflogen, um dort

ihre tödliche Fracht abzuladen. Eines Tages war ein NS-Führungsoffizier angesagt. In einem längeren Referat erzählte er uns von unterirdischen Kugellagerfabriken, von Flugzeugwerken, und was sonst noch alles bombensicher unter die Erde verlagert wurde. Wir schauten uns gegenseitig verwundert an und waren für kurze Augenblicke der Meinung, daß unter diesen Umständen der Krieg noch lange nicht verloren

Der Wille des Führers durchglüht uns alle

Die Parole des Reichsmarschalls Hermann Göring für das neue Jahr

Berlin, 1. Januar. Reichsmarschall Göring hat zum Neujahrstage 1945 einen Ausruf an die deutschen Volksgenossen gerichtet, in dem es u. a. heißt:

Ein Jahr harter Prüfungen, gewaltiger Anstrengungen und schwerster Opfer liegt hinter uns. Aber es hat sich als das Jahr der Bewährung erwiesen. Unsere ruhmreiche Wehrmacht hat den Generalangriff der Feinde an den Grenzen des Reiches abgeschlagen. Heute an der Jahreswende steht sie an der Westfront wieder im Angriff.

Mit unergleichlicher Tapferkeit und Aufopferung kämpft die Front im höchsten Kriegsjahr. Und ebenso bewährt sich die Heimat in unbeirrbarer Siegesaufersticht in diesem harten Ringen. In höchster Konzentration arbeiten nach dem Willen des Führers alle verfügbaren Kräfte ausschließlich für die Belange der Front.

Im vergangenen Jahr ist der Heimat die schwerste Aufgabe erwachsen, durch vermehrte Arbeit die wirtschaftlichen Ausfälle zu ersetzen, die uns durch den Verlust ehemals bester Gebiete entstanden sind. Sie erfordert heute und in Zukunft höhere Anstrengungen. Einen anderen Weg gibt es nicht. Ich weiß, wie hart und beschwerlich er für jeden einzelnen ist, daß er jedoch zum Erfolg führt, haben die letzten Monate herweisen. Die neuen Waffen der Wehrmacht sehen dem Feind schon jetzt erheblich zu und haben sich heute bereits für den Gegner als eine schwere Belastung erwiesen.

Den Angriff wieder in Feindesland vorzutragen, ist unsere Pflicht und Aufgabe im neuen Jahr. Mit festem Gottvertrauen und ungebrochenem Mut sehen wir dem neuen Jahr entgegen. Heiß

und hart wird es hergehen, das ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist es, daß wir unter der Führung Adolf Hitlers den Sieg und damit den Frieden erkämpfen werden, den wir alle mit hellem Herzen ersehnen.

Der Wille des Führers durchglüht die kämpfende Front und die schaffende Heimat. Er bringt die gewaltige Kraft des von ihm geleiteten deutschen Volkes zu höchster Entfaltung. Im Vertrauen auf ihn wird diese geballte deutsche Volkskraft in den schwersten Stürmen dieser Kriegszeit nur noch stählerner werden.

Deshalb heißt die Parole für das neue Jahr: Wehr vor Kampf. Wir werden uns als Deutsche schlagen!

Die ersten Früchte der Luftwaffe reifen

Reichsmarschall Göring hat an die Luftwaffe einen Tagesbefehl erlassen, in dem es u. a. heißt:

In diesen Tagen sehen wir die ersten Früchte harter, zäher Aufbauarbeit in der deutschen Luftwaffe reifen. Mit ihren neuerstandenen Geschwadern, den beispielgebenden Fallschirmjägern, den einsatzreudigen Flakpanzern, unterstützt durch Angehörige des RWD, und durch die männlichen und weiblichen Flakpfefer, und den bewährten Luftnachrichtendienstlichen wird unsere Luftwaffe auch weiterhin beweisen, daß sie in alter erprobter Kraft und Hingabe kämpfen wird.

Wir neigen uns in Ehrfurcht und stolzer Trauer vor unseren Toten, die an der Front und in der Heimat ihr Leben für Deutschland gaben. Ihr Opfer erfüllt uns mit hellem Glauben an die Zukunft der Nation. Vor ihnen wollen wir geloben, unwandelbar zu sein in der Treue zu unserem geliebten Führer und in dem festen Willen, alle Kraft für den Endsieg einzusetzen.

wäre. Doch ungeachtet dieser verführerischen Worte, dieser Versprechungen, vernahmen wir auch in der Folgezeit fast täglich das Dröhnen feindlicher Bombergeschwader, ohne einen Schuß abgeben zu dürfen.

Anfang 1945 kam der Befehl zum Stellungswechsel. Wir wurden in den Raum Padua verlegt. Es sollte unsere letzte Station sein in einem Krieg, in den wir, bar jeglicher Erfahrung, mit relativ viel Begeisterung und falschen Vorstellungen gezogen sind. Was war das doch für ein feierlicher Tag, an dem ich zur Musterung mußte! In meiner Heimatstadt Memmingen läuteten alle Kirchenglocken, denn zur selben Stunde marschierten die deutschen Truppen in Paris ein. Jetzt nur schnell zur Wehrmacht, schnell noch Soldat werden, ehe es zu spät ist.

„Guerra finito“

Es muß der 3. oder 4. Mai 1945 gewesen sein, da läuteten auch in Padua die Glocken. Die in unserer Batterie tätigen Italiener (auf Geheiß Hitlers mußte Mussolini nach seiner Befreiung im Norden Italiens eine Gegenregierung bilden und entsprechende Streitkräfte aufstellen) waren freudestrahlend die Arme hoch, riefen „Guerra finito“, und rannten auf Nimmerwiedersehen davon. Und wir? Guter Rat war teuer. Eines war allen klar: der Zweite Weltkrieg lag in seinen letzten Zügen. Trotz spärlicher Nachrichten sickerte durch, die italienischen Fronten, im Süden wie auch in der Mitte, waren restlos zusammengebrochen. Es gab

also nur noch ein Absetzen in Richtung Norden. Doch der Weg war weit. Wir mußten uns also am örtlichen Verpflegungsdepot noch entsprechend eindecken. Manche waren gedanklich schon über dem Brenner. Weit kamen wir jedoch nicht, denn bereits in den Dolomiten, genauer gesagt in Belluno, gab es kein Durchkommen mehr. Die dort besonders zahlreich operierenden Partisanen hatten das relativ enge Tal hermetisch abgeriegelt, und die pausenlos im Tiefflug angreifenden Jabos den vereinzelt noch vorhandenen Widerstandswillen gebrochen. Es gab Tote und Verwundete. Sinnloses Blutvergießen so kurz vor dem Ende!

„Erholung“ in Gefangenschaft

Am Abend war unser Schicksal besiegelt. Wir waren in den Händen von Partisanen. Nach einer Nacht im Heuschaber, nach einer Siegesfeier der Partisanen in Belluno, nach 3 Tagen in einer Kaserne, wo wir uns mit dem wenigen an Essensresten, was wir noch hatten, über Wasser hielten, wurden wir von den Amerikanern übernommen. Wir waren in Sicherheit! Fast überkam uns ein Gefühl der Dankbarkeit. Ein Gefühl, das auch dann noch anhielt, als die Amerikaner in späteren Jahren, vornehmlich bei der jüngeren Generation, zunehmend in die Kritik wegen ihrer Rüstungspolitik gerieten.

Es folgten 3 Tage in einem Zwischenlager in Modena, bis wir dann endlich im Raum Rimini/Bellaria den

Engländern übergeben wurden. In diesem Gebiet war Vorsorge für die Unterbringung des größten Teils der in Italien kämpfenden deutschen Truppen getroffen worden. Es waren ca. 10 Lager mit jeweils 10- bis 12.000 Gefangenen. Lediglich die Angehörigen der Waffen-SS wurden nach Salerno in Süditalien verfrachtet.

Vielfältig waren die Aktivitäten der Gefangenen: Während sich die stimmlich Begabten zu einer Chorgemeinschaft zusammenschlossen und mit ihren Liedern so manchem mit geschultertem Gewehr auf und ab patrouillierenden Tommy eine kleine besinnliche Pause abnötigten, hörten wir uns lieber die Vorträge eines Hauptwachtmeisters an. Er referierte in mehreren Vorträgen über Oswald Spenglers Buch „Der Untergang des Abendlandes“. Ein anderer Landser, im Zivilberuf Orgelbauer, bastelte aus dem wenigen was uns an Materialien zur Verfügung stand, vornehmlich Blechkanister, eine Orgel. Und als die drei deutschen Bischöfe — Konrad Graf von Galen aus Münster, Preysing aus Berlin und Wendel aus München — bei ihrer Rückreise aus Rom, wo sie zu Kardinälen ernannt wurden, in Rimini Zwischenstation machten und in einer ausgedienten Flugzeughalle eine Messe zelebrierten, wurde die Orgel feierlich eingeweiht. Der Andrang war so riesengroß, daß das Ganze noch nach draußen mit Lautsprechern übertragen wurde.

Das große Los schienen jedoch jene gezogen zu haben, die zur Arbeit in

die englische Küche abkommandiert waren. Schnell hatte es sich herumgesprochen, daß die englischen Offiziere scharf auf deutsche Auszeichnungen waren. Und ebenso schnell habe ich dann mein EK 2, das mir wenige Monate vorher verliehen worden war, gegen 2 Büchsen Corned-Beef eingetauscht.

Nach gut einem Vierteljahr war dann die Zeit des Faulenzens, des Campierens in primitiven Zelten, vorbei. Wir wurden in den Raum Ancona verlegt, bekamen feste Zeltunterkünfte, und mußten in einem riesigen Verpflegungsdepot arbeiten. Die vorher so schlaff am Körper hängende Uniform nahm wieder straffere Konturen an, denn so manche Konserve wanderte, versteckt unter der Uniform am Wachtposten vorbei, in unser Lager. Nach einigen Monaten wurde ich zusammen mit elf anderen zum Dienst in ein englisches Lazarett nach Rimini verlegt. Aufgrund meiner beruflichen Kenntnisse arbeitete ich in der Wäscheausgabe. Die Verständigung klappte so recht und schlecht auf Italienisch. Und wo die Sprache nicht ausreichte, gab es ja noch die Hände. An Weihnachten 1945 wurden wir in einer kleinen Feier beschenkt. Ein englischer Oberst, der in Friedenszeiten wiederholt Urlaub in den bayerischen Bergen machte, prostete uns sogar auf das Wohl unserer Familien zu. Fast wie im Schlaffenland, verglichen mit den Gefangenen, die in den russischen Lagern darben oder unter Tage schufteten.

„Heimkehr nach Memmingen“

Trotz aller positiven Erinnerungen war die Zeit von der bangen Frage überschattet: „Was ist aus meinen Eltern geworden? Haben sie den Krieg unbeschadet überstanden?“ Memmingen, mit seinem großen Flughafen, schien mir nicht ganz gefeit gegen Bombenangriffe. Daß mein älterer Bruder bei den Kämpfen am Kuban-Brückenkopf gefallen war, das wußte ich. Diese Nachricht erreichte mich in Livorno, als wir bereits abmarschbereit auf unserem Gepäck saßen. „Sie starben, damit Deutschland lebe“, waren die gängigsten Trostworte bei den örtlichen Trauerfeiern. Doch da war noch mein jüngerer Bruder. Hat er wenigstens den Krieg heil überstanden? Eine Antwort auf all diese Fragen bekam ich

Erinnerungen einer „Reichsdeutschen“

1941 war mein Vater von Berlin als Wirtschaftsprüfer nach Kattowitz O.S. versetzt worden, wo die Industrie — vor allem der oberschlesische Bergbau — wirtschaftlich in das „Reich“ eingegliedert werden sollte und man Fachleute brauchte. Diese Versetzung war sowohl ein beruflicher Aufstieg wie das Abschieben eines Mitarbeiters in eine unbequeme Aufgabe. Meine Mutter, die sehr klar die politischen Zusammenhänge begriff, wollte zunächst nicht nach Oberschlesien folgen. Dennoch zo-

im April 1946, als wir nach Ingolstadt verlegt und nach kurzer Zeit in die Heimatorte entlassen wurden. Wohlbehalten fand ich meine Familienangehörigen vor.

„Erinnerungen an den Neuanfang“

In Erinnerung bleibt mir auch noch die erste öffentliche Kundgebung der SPD. Das Union-Filmtheater in Memmingen war brechend voll, denn der demokratische Sozialismus mit Kurt Schumacher an der Spitze schien die richtige Antwort auf die allgemeine Not der Bevölkerung zu sein. Groß war die Enttäuschung, die CDU/CSU entschied die Bundestagswahl 1949 knapp für sich. Adenauer wurde mit knapper Mehrheit zum Bundeskanzler gewählt.

Werner Natterer, Stuttgart

gen wir 1941 nach Bielitz O.S. (deutschsprachige Siedlungsenklave) in das beschlagnahmte Haus eines jüdischen Fabrikbesitzers. Es war eine Zeit der Ruhe — keine Bomben, ein vordergründig friedliches Land. Wir machten unbehelligt wunderbare Familienwanderungen in den Beskiden.

Allerdings: es gab die Partisanen in den Bergen. Der Ehemann einer Freundin meiner Mutter, die uns besuchten, wurde bei einer Wanderung in den Beskiden im Sommer 1944

von Partisanen erschossen, nachdem er nicht sofort der Aufforderung gefolgt war, sich hinzulegen.

Wir hatten wechselnde polnische Hausmeisterehepaare und polnische Dienstmädchen, denen meine Mutter viel für ihre Familien mitgab, denn sie bekamen keine Lebensmittel- und Kleiderkarten. Im neuen „Reichsgebiet“ (wir waren Reichsdeutsche) gab es so viele „Volksdeutsche“, daß zunächst alle Volksdeutschen zur Jung-schar und zum BDM/HJ herangezogen wurden. Die Organisationen waren so überfüllt, daß es den „Reichsdeutschen“ freigestellt war, ihre Kinder in der Organisation anzumelden. Meine Mutter war die einzige, die ihre Kinder bewußt zurückhielt. Es war die größte Strafe für mich, nicht zu den Jungscharveranstaltungen gehen zu dürfen, obwohl alle anderen Klassenkameradinnen gehen durften.

Mein Vater wurde 1944 eingezogen und mußte die Ausbildung in der Bielitzer Kaserne absolvieren. Er freundete sich mit einem später eingezogenen Pfarrer im selben Regiment an. Mein Vater war schon an der Front, als die Alliierten die Fabrikanlagen des KZ Auschwitz (30–50 km von Bielitz entfernt) bombardierten. Der befreundete Pfarrer wurde mit seinen anderen Kameraden in Auschwitz zu Aufräumarbeiten eingesetzt. Als er nach seinem Einsatz den ersten Abend wieder bei uns eingeladen war, blieb er sehr lange. Meine Mutter sprach nie darüber,

aber es machte sich eine ganz gedrückte Stimmung breit.

Ende 1944 flogen immer mehr „feindliche“ Geschwader in großer Höhe über Bielitz. Im Januar 1945 gelang es meiner Mutter nach vielen Behördengängen und -kämpfen, die Ausreisegenehmigung für sich und ihre 4 Kinder zu erhalten, vor allem auch für meinen ältesten Bruder, der am 2.2.45 15 Jahre alt würde und dann zu den Flakhelfern eingezogen werden sollte.

Am 18./19.1. zog meine Mutter mit kleinstem Gepäck (jedes Kind ein Rucksack, meine Mutter den Jüngsten, 1 1/4 Jahre alt, auf dem Arm) zum Bahnhof. Vorher hatten wir jede Menge Pakete mit der Post zu meinen Großeltern nach Sommerfeld/Niederlausitz geschickt, die nie ankamen. Wir warteten in einem unvorstellbaren Menschengedränge stundenlang. Die Züge fuhren nur nachts. Irgendwann kam ein mit Soldaten vollbesetzter Zug. Irgendwie kamen wir ungetrennt hinein. Meine Mutter sank einem Soldaten auf den Schoß, da sie das Kind einfach nicht länger halten konnte. Der junge Soldat entschuldigte sich, er war zu erschöpft, als daß er aufstehen konnte. Irgendwie fuhren wir, standen stundenlang auf freier Strecke, in der Ferne Geschützgrollen, dann wieder fahren. Irgendwie kamen wir in Sommerfeld (heute Polen) an. Täglich wälzten sich die Flüchtlingstrecks durch das Städtchen, in den 10 Tagen, die wir dort waren.

Dann packte meine Mutter ihre 4 Kinder und eroberte wieder Plätze im Zug. Wir kamen über Breslau und Berlin am 1.2.45 abends in Tübingen bei den völlig unvorbereiteten Eltern meiner Mutter — privilegiert,

wohlbehalten an. Meine Bielitzer Schulfreundinnen kamen in tschechische Lager. Aber der Brief, den ich am 3.2.45 an meine Freundin in Bielitz schrieb, erreichte sie 2 Jahre später in Nürtingen.

Erika Dachs, Stuttgart

Ein gutes Ende

Ende Juni 1940 heirateten mein Mann und ich in Stuttgart. In der Markuskirche wurden wir getraut. Mein Mann hatte schon Monate vorher seine erste Stellung als Verwaltungsjurist und Stellvertreter des Landrats im Backnanger Landratsamt angetreten. Wir hatten auf Backnangs Höhe beim Kreiskrankenhaus eine kleine, einfache Dachwohnung in einem Zweifamilienhaus gefunden. Am 23.10.1943 kam unser erster Sohn zur Welt. Im November 1943 mußte mein Mann zum zweiten Mal nach Rußland an die Front.

Im Januar 1944 bekam ich von der damaligen Wehrmacht die amtliche Nachricht, daß mein Mann bei Kalinkowitschi ums Leben gekommen sei.

So war ich in den letzten Kriegswochen 1945 allein mit dem Kind. Schon im Februar 1945 waren in Backnang Tiefflieger, die die Bauern auf dem Feld angriffen, tägliche „Gäste“. Mit Angst und Bangen hörte ich im kleinen Volksempfänger, wie die amerikanischen und französischen Truppen immer näher rückten. „Wie werden wir es überstehen“, war die angstvolle Frage.

Am 26. März 1945 wird der Volkssturm aufgerufen. Es werden auf der Hauptstraße mit jungen Bäumen und Ästen die wir nachher als Brennholz holen, lächerliche Barrikaden errichtet. Es wird Milch ausgegeben. Die Frauen stürmen die Läden, um ihre Lebensmittelmarken einzulösen. Es kommt ein Befehl, zu fliehen. Wohin, hat man uns nicht gesagt. Niemand verläßt sein Heim. Wir sollen die Backöfen und Brunnen zerstören, doch niemand tut es. So ein Wahnsinn!

Am 18. April hören wir in Backnang die ersten Artillerie-Einschläge. Wir richten uns im Keller ein, und ich schlafe auch dort mit dem Kind.

Die Übergabe

Am 19. April, nachts um 3.30 Uhr, werden die Brücken über die Murr gesprengt und wir erfahren, daß der Volkssturm abgezogen ist, mit ihm der Kreisleiter und alle Nazibonzen.

Am 20. April ab 12.30 Uhr schießt die deutsche Artillerie von den Höhen nach Backnang herein und richtet Schaden an. Es gibt auch Tote.

Wie wir später erfahren, gehen einige Bürger von Backnang mit weißer Fahne den Amerikanern entgegen und erreichen, daß Backnang ohne weitere Kämpfe übergeben wird. Ich sehe die ersten Panzer und Fahrzeuge heraufkommen und danke Gott, daß die Stadt ohne Kampf davongekommen ist.

Gleichzeitig tat das Herz bitter weh. Umsonst ist mein geliebter Mann und mit ihm Millionen gefallen. Der Schmerz um den Geliebten überfiel mich mit Wucht aufs Neue. Es war furchtbar. Erst nachher kam die Erleichterung: die Nazizeit ist vorbei, der Druck, die Angst. Und dann kam die Dankbarkeit, daß das Sterben nun bald ein Ende hat. All das Leid, das ich erlebte, bleibt nun vielen erspart. Daß wir den Krieg verlieren werden, war uns schon lange klar.

Sieger und Besiegte — die Schizophrenie der letzten Tage

Die Amerikaner durchsuchten unser Haus, nahmen mir auch einiges weg. Andere mußten ihre Häuser räumen. Es gab 4 Stunden Ausgang am Tag. Als von deutscher Seite nochmals geschossen wurde, nahmen die Amerikaner 100 Parteigenossen als Geiseln, nachdem zuerst auf einem Anschlag zu lesen war: „Noch ein Schuß und die Stadt ist ein Trümmerhaufen!“ Alle Waffen mußten abgegeben werden; Todesstrafe wurde angedroht, wenn eine Waffe später noch gefunden wurde. Im Radio hörte ich Goebbels reden, nicht aufzu-

geben, der Endsieg sei gewiß und zur gleichen Zeit sah ich durchs Fenster die Fahrzeuge der Amerikaner, deren Mannschaften sich ihre Konservendosen aufwärmten und Tee kochten. Das war alles so absurd, so irrsinnig! Die Soldaten hatten ihre eigene Verpflegung dabei, selbst das Wasser.

Ich träumte von einem warmen Zimmer

Wir hatten nur stundenweise Wasser, es gab kein Gas mehr auf lange Zeit. Es ging das Gerücht, eine Scheuer sei offen, in der ein Berg Briketts läge. Alle Frauen gingen mit Eimern, sich etwas zu holen. Auch ich holte einen Eimer. Aber ich hatte Pech. Die Polizei kam und wir mußten alle die Briketts zurückbringen. Wir hatten nichts mehr zum Heizen, und das Frieren in diesen Wintern war für mich noch schlimmer als der Hunger. Trotzdem ich mir Katzenfelle umgebunden hatte und anzog, was man hatte, träumte ich von einem warmen Zimmer.

Ab 28. April durften die Bürger der Stadt von 7—19.00 Uhr das Haus verlassen. So erlebten wir den Tag der Kapitulation am 7. Mai schon fast wieder normal.

Unerwartete Heimkehr

Diesem Bericht möchte ich noch anfügen, daß ich nach 2 Jahren Trauer um meinen lieben Mann Ende 1945 erfuhr, daß er in einem Gefangenenlager in Rußland lebe.

Am 1. September 1946 ist er heimgekehrt, unser Glück und unsere Dank

barkeit war unendlich groß.
Lore Klickermann, Stuttgart

Staatliches Durchgangslager
Ulm-Kienlesberg
Leitender Arzt zur Betreuung der Heimkehrer

Gesundheitschein für den Heimkehrer

Weigee Mar Otto
Name Vornamen
geboren am 27. 12. 95
Wohnort: Stromheim
Klinische und röntgenologische Untersuchung
am 16. 12. 49
Antrag auf Krankenzusatzkarte!
Frei von Ungezieler und ansteckenden Krankheiten!
Unterschrift des Arztes:
Müller
0-100 0.43 (bitte wenden)

Zur Beachtung!

Diesem Gesundheitschein legt der Heimkehrer seinem örtlichen Ernährungsamt vor. Ohne Gesundheitschein keine Normalverbraucherkarte und keine Krankenzusatzkarte. Dann findet sich der Heimkehrer bei seinem zuständigen Bürgermeisteramt unter Vorlage dieses Gesundheitscheines ein. Die Bürgermeister werden gebeten, dem Gesundheitsamt jeden Heimkehrer zu melden.

Die große ärztliche Karteikarte, die jeder Heimkehrer bei seiner Entlassung aus dem Durchgangslager mitbekommt, gibt er bei seinem zuständigen staatlichen Gesundheitsamt ab. Auf dieser Karteikarte ist der ganze Untersuchungsbeobachtungsprotokoll.

Heimkehrer, denk an Deine Gesundheit und beachte unsere Ernährungsvorschriften. Suche in der Heimat Arzt und Gesundheitsamt auf. Nur so kann Dir mit Lebensmittelzulagen und weiterer Hofversorgung geholfen werden.

Wegen der Erledigung der Behandlungskosten wende Dich an die Außenstelle der AOK (LVA) bzw. an das Versorgungsamt.

Bewahre diesen Schein gut auf.

Mit freundlicher Genehmigung von Dr. Ursula Mayer, Pforzheim

Neubeginn

Seit Wochen rollten Lastwagen mit deutschen Soldaten auf dem Rückzug durch unser Tal. Wir lebten in Vorderhindelang, einem Dorf im Allgäu, in das wir schon 1940 aus Berlin umgezogen waren. Nachts kamen Soldaten und baten um Zivilkleider. Sie hatten sich von ihrer Truppe abgesetzt und wollten sich zu ihren Familien durchschlagen. Hätten die „Kettenhunde“, die Polizei der Wehrmacht, sie erwischt, wären sie wegen Desertion aufgehängt worden. Ein junger holländischer Soldat verbrannte weinend seine Papiere in unserem Ofen.

Die Franzosen rückten näher. An allen Häusern hingen weiße Betttücher zum Zeichen der kampflosen Übergabe. Hitlerjungen aus der Ordensburg Sonthofen versuchten dennoch, am Ortseingang eine Stellung gegen die anrückenden Franzosen aufzubauen, aber die Frauen und die alten Männer des Dorfes vertrieben sie. Dann das Motorengebrumm der französischen Panzer und die marokkanischen Soldaten — die ersten dunkelhäutigen Menschen, die ich in meinem Leben sah. Erleichterung überall, daß der Krieg für uns zu Ende war.

Später die Nachricht vom Tod des „Führers“ und dann endlich am 8. Mai im Radio die Nachricht von der

bedingungslosen Kapitulation. Im ganzen Tal läuteten die Glocken aller Kirchen eine Stunde lang. „Du sollst diesen Tag nie vergessen“, sagte meine Mutter.

Ich war zwölf Jahre alt. Mein Vater war nach der Invasion in Frankreich in englische Gefangenschaft geraten und war einige Wochen lang vermißt. Eines Nachts hörten wir im BBC bei den Namenslisten der deutschen Gefangenen auch seinen Namen und wußten, daß er lebte. Nie werde ich das dumpfe Tom-Tom-Tom-Tom vergessen, mit dem der BBC seine Sendungen für Deutschland begann.

Die Schule war geschlossen. So half ich bei den Bauern, Kuhmist auf den Wiesen auszubreiten. Der Nachbar war Zimmermann. Eine alte Scheune wurde abgebrochen, und wir Buben zogen die Nägel aus den Brettern und hämmerten sie sorgfältig gerade, damit sie wiederverwendet werden konnten. Ein neuer Dachstuhl wurde gebaut, und ich lernte, wie man ein Zapfenloch stemmt.

Allmählich wich die Angst des Krieges dem Bewußtsein des Neubeginns. Wir wußten nicht, was vor uns lag, aber schlimmer als der Krieg, der hinter uns lag, konnte es nicht sein.

Peter Conradi, Stuttgart

Meine Lebensnisse während der Nazi-Kriegs- u. Nachkriegszeit.

Ich heiße Bruno Langmann, geboren am 12.3.1911 in Obergörisseifen Drs. Löwenberg / Schlesien. Mein Vater ist als Soldat im 1. Weltkrieg am 1. August 1915 südlich von Warschau gefallen u. hinterließ Frau u. 4 Kinder.

Meine Mutter hat sich später wieder verheiratet. Mein Stiefvater war Arbeiterpolier, Mitglied der SPD, der Gewerkschaft u. des Arbeiter-Radfahrerbundes. Durch ihn bekam ich viel Interesse an der Politik.

Am 1. April 1925 trat ich als Kaufmanns-Lehrling in die Dienste einer größeren Textilfirma in Greiffenberg / Schlesien ein. Zugleich wurde ich auch Mitglied der Gewerkschaft (DHV). Insgesamt war ich mit Lehrzeit 13 Jahre in der Firma als Buchhalter bis 1938. Seit 1928 war ich Mitglied der SPD u. des Reichsbanners. Seit 1934 war ich verheiratet.

Im Oktober 1938 ging ich als Buchhalter in eine andere Firma nach Schreiberhau / Rsgb. bis 30. April 1939. Ab 1. April 1939 trat ich eine neue Stellung in Breslau an. Wurde aber schon am 30. August 39 zum Militärdienst einberufen u. war dann Soldat bis August 1945. Ich war aktiv ausgebildet bei der Artillerie in Schweidnitz u. Heirschberg u. habe in Russland im mittleren Frontabschnitt an den Feldzügen um Kiew,

S. Bl. 2

Charkow, Kursk, Orel, Woronesch, Ostrogosh u. Warschau teilgenommen.

Wir wurden danach noch bei Danzig u. auf der frischen Wehrung eingesetzt u. kamen von Hela aus mit dem letzten Geleitzug nach Schleswig Holstein / Kiel, dort wurden wir am 11. Okt interniert von den Engländern.

Im August 1945 wurde ich entlassen.

Der Krieg war zu Ende u. ich konnte nicht mehr nach Hause nach Breslau zurück. Meine Frau war mit unseren 3 Kindern evakuiert nach Bayreuth. Ich bekam noch die Adresse durch Feldpost mitgeteilt u. hatte dadurch meine Anschrift zur Entlassung aus der Gefangenschaft.

Unerwartet hatte ich das Glück, dass ich im Entlassungs-Lager meinen Bruder getroffen habe, den ich schon 3 Jahre nicht mehr gesehen hatte, der vom Clararott aus Rostock gekommen war auf der Flucht vor den Russen. Er hatte 3 Verwundungen, darunter einen Bauchschuss. Er wusste nicht wo seine Familie war u. kam daher auch mit nach Bayreuth. Dadurch hatte ich einen Beistand bei der Entgegennahme meines Schicksalsschlages.

In Bayreuth angekommen, musste ich erfahren, dass meine Frau u. die 3 Kinder 8 u. 6 Jahre u. 4 Monate alt bei einem Fliegerangriff auf Bayreuth am 5. April 1945 ums Leben gekommen waren u. ich konnte nur noch am Grabstein stehen. Das war meine „Heimkehr“ nach 6 Jahren Soldatenzeit ohne Heim, ohne Heimat, ohne Familie u. ohne Existenz. Mein Geburtsort wurde polnisch u. vollkommen zerstört.

Bayreuth war ja auch stark zerstört u. ich musste erst mal Aufräumarbeiten mitmachen bis ich wieder Arbeit fand.

1947 habe ich mich wieder verheiratet.

Durch meine einstige Breslauer Firma wurde das Arbeitsverhältnis wieder hergestellt u. ich konnte am 15. April 1948 hier in Stuttgart als Büroleiter wieder anfangen. 8 Jahre war ich da tätig.

Als die Verkehrsverwaltungen neu aufgebaut wurden, habe ich mich dort als Angestellter beworben u. wurde 1957 eingestellt.

Ende 1974 bin ich in den Ruhestand getreten auf Grund der flexiblen Altersgrenze.

Den Ruhestand haben wir bisher gesundheitlich - nur geschwächte Sehkraft - glücklich u. zufrieden verbracht.

„Das Volk steht auf“

Nachdem sich im Oktober 1944 88 Prozent der Hitlerjungen als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten und so das letzte Aufgebot gebildet worden war, werden aus dem ganzen Kreis Freudenstadt die Männer zu Schanzarbeiten im Westen herangezogen, um „die bedrohte, teure Heimat zu schützen“. Wieder war die Hitlerjugend dabei in vorderster Linie. Stellungen, dem Lauf der Grenze folgend, sollten gebaut werden. Bereits 24 Stunden später zickzackte ein mannshoher Graben durchs Gelände, saftige Weiden und erntereife Felder durchquerend.

Die Schanzer aber verkörperten den Lebenswillen der Heimat. „Hier brach ein Kraftstrom auf, den man in seinem Ausmaß erst später begreifen wird,“ hieß es.

Natürlich ist die Ernährung in diesem letzten Kriegswinter ein wichtiges Thema. Man solle die Tomaten nicht erfrieren lassen. Die Bauersfrau soll Vollmilch sparen, damit mehr Fett erzeugt werden kann. Sie soll für die Milchspeisen entrahmte Frischmilch verwenden (entrahmte Frischmilch war nichts anderes als Magermilch, und magere Zeiten zogen nun auch herauf).

Drucksachen und Geschäftspapiere sollen nur noch ausnahmsweise versandt werden. Es wird dringend aufgefodert, auch die Kartoffeln sachgemäß einzulagern. Und wieder geht es um die Tomaten: Auch aus unreifen Tomaten lasse sich eine ausgezeichnete Beilage zu Bratkartoffeln bereiten. Wieder gibt es neue Lebensmittelkarten: Die Ration an Kaffee-Ersatz wird dabei um 100 Gramm auf 150 Gramm gekürzt. Nur die Schwerarbeiter läßt man im „vollen Genuß des Muckefuck“ — was für ein besonderes Privileg! Denn Kaffee, echten Kaffee, gab es schon lange nicht mehr.

Rommels Tod (daß es sich um eine Ermordung handelte, war nicht bekannt) wurde im Lokalteil der Zeitung ausgeschlachtet. Man zitierte den Sieger vieler Schlachten: „Mag der einzelne Mann auch fallen, der Sieg der Nation ist uns sicher.“

Am 25. Oktober 1944 ruft der Ortsgruppenleiter „die Volksgemeinschaft“ unter die Waffen. Die Freudenstädter Volksgenossen melden sich zur Erfassung im Volkssturm, die Jahrgänge 1894 bis 1905 und die Jahrgänge 1900 bis 1927. Denn in der Zwischenzeit hatte ja Goebbels in einer fanatischen Rede getönt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“. Defaitisten sprachen allerdings hinter vorgehaltener Hand von seinem „Volkswind“.

Am 12. November wird dieses letzte Aufgebot von Buben und alten Männern dann in der Städtischen Turnhalle in Freudenstadt vereidigt. Kreisleiter Maier zeigt in einer marki-

gen Rede auf, daß „der Führer uns gerufen hat, Familie, Besitz und Kultur zu verteidigen.“ Er bemüht dabei Armin, den Cherusker: „Wo wir auch stehen, da sind wir jetzt Soldaten“. Aber auch die Frauen bekennen in einer Schulungstagung der NS-Frauenschaſt ihren Glauben an den Sieg und wenden sich an den Herrgott: „Behüt den Führer und das Land“. Daneben wird daran erinnert, daß das Abhören von Feindsendern mit dem Tode bestraft wird. „Wir sind entschlossen, den Feind zu vernichten den Sieg zu erringen, auch um den Preis des eigenen Lebens. Denn der einzelne ist nichts, aber alles ist das ewige deutsche Volk und die deutsche Erde“.

Auf der Lebensmittelkarte werden im November anstelle der Abschnitte für Käse solche für Fleisch (125 g) aufgerufen. Es geht Weihnachten zu und es werden Sonderzuteilungen angekündigt: „200 g Marmelade oder Kunsthonig, Kinder bis zu 18 Jahren erhalten 125 g Süßwaren. Enten- und Hühnerfedern werden gesammelt. Ein Normalpaket Waschlupulver wird vom 11.12.44 bis 1.2.45 ausgegeben. Strafbar macht sich, wer Kleintiere hält, ohne sie anzu-melden!“

Damit klingt das Jahr 1944 aus. In einem wahnwitzigen Fanatismus wird noch einmal versucht, alle Kräfte für den „Endsieg“ zu mobilisieren. Immer wieder wird auch der Herrgott bemüht, obwohl der mit dem Gott der Bibel nichts mehr zu tun hat. In einer „großen“ Rede beschwor Hitler die Deutschen: „In dieser Stunde

will ich als Sprecher des Großdeutschen Reiches gegenüber dem Allmächtigen das feierliche Gelöbniß ablegen, daß wir treu und unerschütterlich unsere Pflicht tun, daß die

Stunde kommt, in der sich der Sieg endgültig dem zuneigen wird, der seiner am würdigsten ist, dem Großdeutschen Reich!“

Gerhard Hertel, Freudenstadt

Ein schlesischer Soldat

1922 — geboren, großgeworden in Lichten, Kreis Freudentahl/Sudeten (jetzt Tschechien)

1938 — dem Deutschen Reich einverleibt, den Anfang des Krieges noch zuhause erlebt und gehört, wie mit Kanonen nach Polen geschossen wurde.

1940 — Musterung, KV (kriegsverwendungsfähig)

1941 — eingezogen, vom 1. Oktober 1941 bis 15. Januar 1942 Ausbildung als Boden-Bordfunker in Cosel/Oder

1942 — am 16. Januar Versetzung an die Kanalküste zur Luftflotte West, dem Jagdgeschwader 2 zugeteilt (erwähnenswert: ich durfte laut damaligem Gesetz in Rußland nicht eingesetzt werden, weil meine drei älteren Brüder bereits an der Front waren und ich der Erbhof-Erbe war).

1942 — bis Mitte 1943 war der Einsatz noch einigermaßen erträglich, aber dann wurde es schlimmer, weil gegen die englisch/amerikanischen Bombengeschwader, die Richtung Deutschland flogen, so gut wie keine Abwehr mehr vorhanden war. Wir durften und konnten nur noch zuschauen, wie die Geschwader über uns wegflogen und kurze Zeit später

in den Nachrichten hören, welche deutsche Stadt wieder bombardiert wurde.

1944 — wurde ich abkommandiert zur Fallschirmtruppe, von dort am 6. Juni, dem Tag der Invasion, in der Normandie eingesetzt. Der Kampf dort gegen die Alliierten war grausam, wegen der enormen Übermacht sogar unmenschlich. Am 25. Juli Kriegsende und Gefangenschaft; über den Kanal nach England, weiter nach Schottland, bis Mitte September Hungerkur. Dann bis New York, von dort in die Provinz Alberta (Kanada)

1944 — im Dezember als Holzfäller in die Provinz Ontario. Kein Stachel-draht. Pro Mann mußten 6 x täglich in der Woche ca. 3 Meter Holz gefällt und aufgestapelt werden.

1946 — Ende Mai Rückkehr nach Europa. Im Juni Ankunft in England, Einteilung in der Landwirtschaft.

1947 — Im Oktober, Entlassung in die ersehnte Freiheit. 1. November Ankunft in Esslingen bei meiner Mutter, die nach dort vertrieben wurde.

Durch die Gefangenschaft blieb mir die Vertreibung aus meiner Heimat erspart.

Rudolf Januschke, Stuttgart

Musik international

Als die Briten mich auf der Straße auflasen, oder besser gesagt, im trockenen Graben, in dem ich unentdeckt zu bleiben hoffte, da sagten sie zu mir, dem 16jährigen Kanonier: „Where is your Mama?“. Was mich ärgerte.

Noch in der gleichen Woche konnte ich beweisen, wie unentbehrlich ich war. Man hatte beschlossen, mich nicht an eines der zahlreichen Gefangenenlager, die noch dazu hoffnungslos überfüllt waren, weiterzugeben, sondern mich als Maskottchen — so wie andere Einheiten der Royal Army einen Ziegenbock — zu hegen und zu pflegen.

Aber ich mußte mich auch revanchieren.

Die Gelegenheit hierzu ergab sich schon in der ersten Woche. Unser Quartier wurde in einem der zahlreichen Torfbauerndörfer nahe der holländischen Grenze bezogen. Bevorzugt beschlagnahmte man die größten Häuser im Dorf, jene, in denen der Herr Pastor, der Apotheker oder der Herr Lehrer wohnten. Die Bewohner, häufig noch zusätzlich Flüchtlinge, vielleicht auch Ausgebombte aus den Städten, hatten binnen weniger Stunden die Wohnungen zu verlassen.

Es waren zur Hauptsache neue Siedlungshäuser, die immer wieder von neuem für die Zeit ihres Aufenthaltes von den Briten beschlagnahmt wurden, sehr zum Entsetzen der Bewohner, die häufig ihre Wut an dem zum

„Dolmetscher“ avancierten Schüler ausließen und ihm drohten, dem Collaborateur.

Die Wohnungen, die beschlagnahmt wurden, mußten nach Möglichkeit ein Klavier haben, so befahl Sergeant Blair, mein neuer „Vorgesetzter“, denn er hielt meine Darbietungen am Klavier für eine wichtige Form der Frontbetreuung. War also ein Klavier da, so wurde das Haus beschlagnahmt, und die Bewohner, häufig Frauen mit ihren Kindern, aber auch manchmal ältere Leute, mußten zu den Nachbarn hinüber, die sie aufzunehmen hatten, und ich hatte ein schlechtes Gewissen.

Daß ich Klavier spielen konnte, das erfuhren sie schon am ersten Tag, und selbst noch in der Nähe der Front saßen wir häufig abends in der Stube, und die Sieger dieses Krieges hörten meinem Geklimper zu, das wohl in solchen Zeiten als künstlerische Darbietung gesehen wurde.

Da zu wenig Stühle im „Guten Zimmer“ des Dorflehrers standen oder wer immer auch sonst noch ein Klavier in den Dörfern dort sein Eigen nannte, saßen sie in der Mehrzahl dem Jungenschaftsführer aus Fähnlein 4 und Schüler der Höheren Staatsschule für Knaben in Cuxhaven zu Füßen und lauschten vom Teppich aus den Liedern, die sie alle von zu Hause kannten — die Lieder, die sie an ihr Zuhause in Plymouth, Birmingham, Portsmouth oder Sheffield erinnerten.

Oder dem kleinen Städtchen Havant am Chichester Harbour auf der anderen Seite von Cherbourg, wo mein Oberkommandierender seine Heimat hatte.

Gerührt und erstaunt zugleich waren sie, daß dieser „Hitlerboy“ alle die Lieder kannte. Das Erstaunen war auf beiden Seiten. Auch ich wunderte mich über den Erfolg meines musischen Auftritts und über die englischen Texte, die sie mitsangen an den lauschigen Abenden, und manch angelsächsisches Auge feucht werden ließ, während draußen in der Ferne häufig noch das Rumpeln der Schlacht zu hören war. Wir Deutschen kannten die Lieder als „Lilli Marleen“, „Auf der Heide“, „Rosamunde“, oder Märsche wie „Wien bleibt Wien“ oder „Wozu sind die Straßen da“. „Möwe, du fliegst in die Heimat“, wurde zu einer Art Hymne der britischen Schwadron. „Every time again, Move, du flügst in die Haymät“.

Die Behauptung, „Lilli Marleen“ sei kein britisches Lied, sondern ein deutsches, hätte mir beinahe die neuerliche Feindschaft der Sieger eingebracht, so wütend wurden meine neuen Freunde und es bedurfte der Interpretation einiger britischer Seemannslieder, mit Gesang, versteht sich: „What shall we do with the drunken

sailor“, um das gestörte Verhältnis zu meinen „Eroberern“ wieder in Ordnung zu bringen. „On the Banks of Sacramento“, oder „My Bonny is over the Ocean“, trugen auch ihren Teil dazu bei. Für die Interpretation des Liedes „And we are hanging our washes on the Siegfriedline“, ein Spottlied auf die Deutschen aus dem Ersten Weltkrieg, überreichte mir spontan einer der Sieger seine Tapferkeitsmedaille, die mir allerdings später, auf Befehl seines Vorgesetzten, wieder abgenommen wurde.

„It was a great fun“.

Am 4. Mai 1945 hörte das Schießen in Ostfriesland auf, das ihnen vorher häufig genug keine Ruhe gab; leider aber auch das Klavierspielen. Wir zogen um in die Baracken einer ehemaligen deutschen und jetzt verlassenen Flakbatterie.

Die deutschen Truppen hatten in Nordwestdeutschland kapituliert.

Ich blieb noch bis zum 15. Juni bei der gleichen Einheit und führte als Dolmetscher wichtige Kapitulationsverhandlungen! Zum Glück sprach einer der Briten ein akzeptables Deutsch. Dann schickte man mich zu meiner Mutter nach Hause.

Ich hatte in der Zwischenzeit 15 Pfund zugenommen.

Willy Nibbe, Stuttgart

Text: We're going to hang out the washing on the Siegfried Line,
Have you any dirty washing mother dear?
We're going to hang out the washing on the Siegfried Line,
Cause the washing day is here.
Whether the weather may be wet or fine
We'll just rub along without a care.
We're going to hang out the washing on the Siegfried Line
If the Siegfried Line's still there.

Dieser Text wurde uns von Mrs. Maureen Coan vom British Council, Köln, zur Verfügung gestellt.

Angriff und Zerstörung Stammheims

Mitte Juli 1944 erfolgte der erste Luftangriff auf Stammheim: 14 Scheunen brennen ab!

Der große Rangierbahnhof der Reichsbahn, welcher für den süd-deutschen Raum für die Versorgung der Bevölkerung, der Rüstungsindustrie, aber auch für Truppentransporte von Bedeutung war, wurde dann Ziel der Angriffe, obwohl er bei Fliegeralarm durch eine Anlage vernebelt wurde. Am 19. Oktober 1944 waren die ersten Bombenopfer zu beklagen. Der schwerste Angriff erfolgte am 28. Januar 1945. Als gegen 20.30 Uhr mehrmals Fliegeralarm gegeben wurde, ahnte noch niemand etwas von dem kommenden Unheil. Man hatte sich an das Aufheulen der Sirenen fast gewöhnt, denn die Abstände zwischen den Fliegeralarmen wurden immer kürzer. Das Angriffsziel war wiederum der Rangierbahnhof. Die von den vorausfliegenden Flugzeugen abgeworfenen Markierungszeichen trieb der Wind nach Süden ab. Die Christbäume standen über Stammheim. In wenigen Sekunden hatten Luftminen und Bomben dreißig Wohnhäuser, viele Scheunen und 4 Gaststätten zerstört. Das Zentrum des Angriffs war die Umgebung des Hindenburgplatzes., heute Freihofplatz. Er war in früheren Jahren der Festplatz für die Stammheimer Bevölkerung.

Die letzte Großveranstaltung fand dort 1940 statt, als die aus dem Frankreichfeldzug heimkehrenden

Soldaten umjubelt und begrüßt wurden. Die Häuser waren ringsum mit Blumen und Hakenkreuzfahnen geschmückt. Vor dem Gasthof Hirsch war eine Rednerbühne aufgebaut. Vor der sich die Stammheimer Parteimitglieder und Mitbürger versammelten, um den Sieg über Frankreich zu feiern. Viele glaubten damals noch an ein baldiges Ende des Krieges, wahrscheinlich auch einige der 150 Soldaten, die in Stammheim vorübergehend einquartiert waren. Es kam aber anders, der Krieg wurde immer schrecklicher, nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat.

Nach diesem Angriff war das Zentrum Stammheims ein einziges Trümmerfeld, so daß die Straßen nicht mehr zu befahren waren. Die Menschen, die dort gewohnt und den Bombenhagel überlebt hatten, standen mit leeren Händen vor den Trümmern ihrer Häuser. Unermüdlich war die Feuerwehr und die 10 Mann starke Rot-Kreuz-Kolonnen im Einsatz und unter denkbar schwierigsten Verhältnissen mit Rettungsarbeiten beschäftigt. Tage dauerte es, bis die letzten Toten aus den Trümmern geborgen waren.

Wer diesen Angriff und die darauffolgenden Tage miterleben mußte, glaubte nicht mehr an den Sieg. Ich selbst war in jenen Tagen als Soldat von der Ostfront auf Kururlaub zu Hause und mußte mitansehen, welche Belastung die Bevölkerung zu tragen hatte, durch die ständigen

Fliegeralarme, das Einschlagen von Bomben und Granaten, die Vermissmeldungen und Todesnachrichten von Angehörigen und Bekannten.

Von weiteren schweren Luftangriffen blieb Stammheim verschont, jedoch gab es im Verlauf der Kämpfe, als die Franzosen in unser Gebiet vorrückten, durch Artilleriebeschuß nochmals 3 Tote und 6 Verletzte zu beklagen.

Am 21. April 1945 wurde Stammheim von französischen Truppen besetzt, damit war für die hiesige Bevölkerung der Krieg zu Ende. Die Einquartierung erfolgte im Gemeindehaus in der Korntaler Straße. Die Mannschaften belegten den Saal und die Offiziere die Räume der ehemaligen Parteizentrale.

Als die Herren der Ortsgruppenleitung Stammheim verlassen hatten, schaffte der Hausmeister Jakob Weik mit seiner Familie die Munition, welche wohl für den Volkssturm vorgesehen war, weg. Ihre Wohnung im Obergeschoß dieses Gebäudes mußten sie tagsüber verlassen und so hielten sie sich im Luftschuttkeller auf. Im daneben befindlichen gewölbten Keller wurden diejenigen Parteifunktionäre, die Stammheim nicht verlassen hatten, für einige Tage eingesperrt.

Gleich nach dem Einmarsch der französischen Truppen wurde ein Ausschuß gebildet mit Personen, die vor 1933 politisch tätig waren. Der Ausschuß nannte sich „Antifaschistisches Komitee“. Alle arbeitsfähigen Männer wurden erfaßt und in Arbeits-

gruppen eingeteilt. Wer sich weigern wollte, verlor den Anspruch auf Lebensmittelmarken. Sechzig Männer wurden unter Leitung des Bauunternehmers Albert Mühleisen eingeteilt, um die Brücke zwischen Stammheim und Kornwestheim, die kurz vor dem Einmarsch feindlicher Truppen noch gesprengt worden war, wieder in stand zu setzen. Verantwortlicher des Komitees war Albert Brauch, welcher später Bezirksvorsteher von Stammheim wurde und auch als Stadtrat die Interessen Stammheims im Gemeinderat der Stadt Stuttgart vertrat.

Das tägliche Leben

Durch die Beziehungen zum Oberamtsbezirk Ludwigsburg, zu welchem Stammheim bis zur Eingemeindung nach Stuttgart im Jahr 1942 gehörte, war es möglich, von dort Kartoffeln, Mehl und sonstige Grundnahrungsmittel zu erhalten. Das Brennholz wurde im Sindelfinger Wald geschlagen und unter schwierigen Verhältnissen nach Stammheim gebracht.

Die Stammheimer Bürger, die zur damaligen Zeit bei der Reichsbahn im Rangierbahnhof, beim BW (Bahnbetriebswerk) Kornwestheim oder in der Zentralschmiede beschäftigt waren, hatten das Glück, „Kokseln“ zu können — so sagte man dazu. Die Asche und Schlacken aus den Dampflokomotiven wurden im Güterwagen zum Stammheimer Güterbahnhöfle gefahren und dort entladen. Nicht alle Kohle war verbrannt.

So konnte man in mühseliger Arbeit mit den Händen das noch Brauchbare herauslesen.

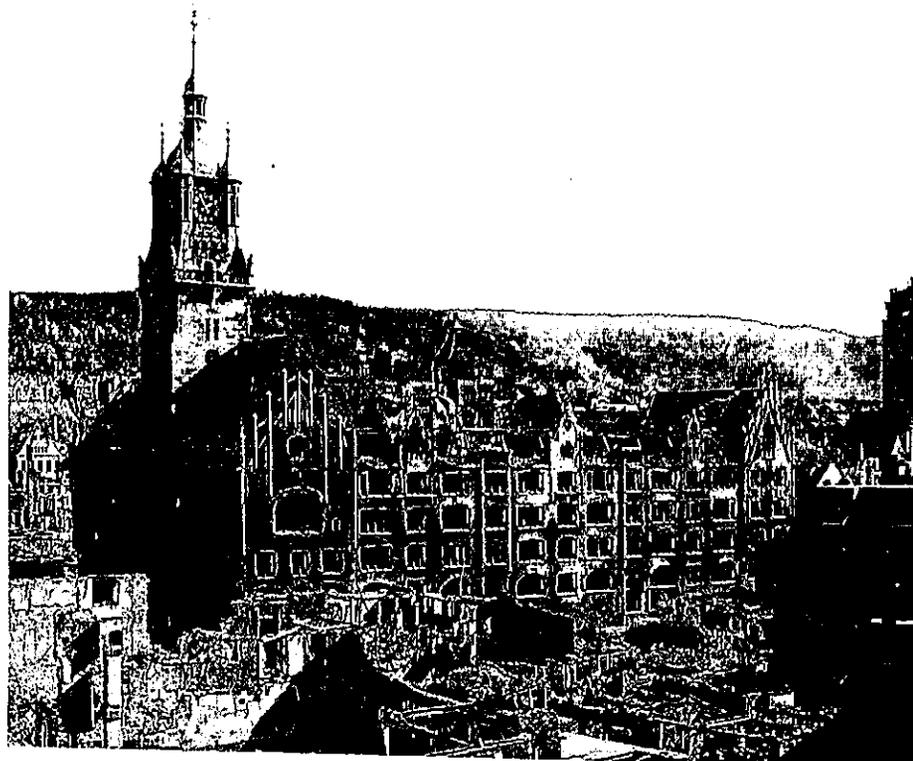
Fensterglas war auch Mangelware und so behalf man sich mit Pappkarton oder nagelte die Fenster mit Brettern zu. Wenn man sich ein paar Zuckerrüben beschaffen konnte und sie im Waschkessel kochte, gab es Sirup, den man als Brotaufstrich verwendete.

Der Preis für eine amerikanische Zigarette war 5,— Reichsmark, das war für eine 20er Packung ein halber Monatslohn.

Anzug oder Mantel, den man trug, bevor man mit 18 Jahren oder noch früher zur Wehrmacht eingezogen wurde, paßte nicht mehr. Wenn man

Glück hatte und aus der Gefangenschaft seinen grauen Wehrmantel noch mitgebracht hatte, wurde er schwarz oder dunkelblau gefärbt. Einen Kleidergutschein zu erhalten war schwierig, und so begann die Zeit des Änderns. Aus Alt mach Neu bzw. man tauschte das zu klein gewordene in ein passendes Kleidungsstück.

Man erinnerte sich, daß aus den Früchten der Buchen Öl zu gewinnen ist, und so zogen Scharen in den Wald, um Buchele (Bucheckern) zu sammeln, welche man in der Ölmühle in Ditzingen auspressen ließ, um damit das wenige Essen, das auf dem Tisch stand, zu verbessern.



Die Normalisierung

Mit der Währungsreform am 20. Juni 1948 verbesserte sich die Lage zusehends, denn von heute auf morgen füllten sich die Regale in den Läden, und man wunderte sich, wo diese Waren so schnell hergekommen waren. Die Instandsetzung der zerstör-

ten Häuser ging nun schneller voran. Doch der Hindenburgplatz, an dem die Gebäude ringsum zerstört waren, behielt noch über Jahre hinweg das Bild der Zerstörung, weil die Planung und Neugestaltung nicht vorwärts ging.

Alfred Motzer, Stuttgart-Stammheim

Wie ich die Zerstörung meiner Heimatstadt Dresden am 13./14. Februar 1945 erlebte

In Dresden wurde ich 1920 geboren, wohnte in der Scheffelstraße 13 beim Altmarkt, getauft und konfirmiert in der Kreuzkirche, getraut in der Frauenkirche und habe dann „An der Frauenkirche 20“ gewohnt.

Im Februar 1945 bekam ich als Soldat Heimaturlaub. Ich kam aus Sulmona/Italien. Am 13.2. feierte ich mit Frau und der zweijährigen Tochter ein wenig Fasching. Um 22.00 Uhr heulten die Sirenen und gleichzeitig wurde die Stadt bombardiert. Nach dem ersten Angriff blieb unser Haus noch unbeschädigt. Ich wollte nach meinen Eltern in der Scheffelstraße sehen. Es war noch alles in Ordnung. Ich verabschiedete mich von Vater und Mutter und wollte zurück zu meiner Familie. Unterwegs erfolgte der zweite Angriff und ich kam nicht mehr zur Frauenkirche durch. Ich rannte in einen fremden Keller beim Pirnaischen Platz. Als der Angriff vorbei war und ich aus dem Keller kam, geriet ich draußen in einen Feuersturm. Ich sah, wie

Frauen und Kinder stürzten und verbrannten. Ich lief entlang dem Polizeipräsidium zur Brühlschen Terrasse. Zur Wohnung „An der Frauenkirche“ und in die Scheffelstraße kam ich nicht mehr, weil alles zerstört war.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Radeberg zu meinem Onkel in der Hoffnung, daß ich die Eltern dort lebend antreffen würde. Leider war es nicht so. — So fuhr ich am nächsten Tag wieder nach Dresden zur Scheffelstraße. Überall lagen Verbrannte, Verkohlte, Zerstückelte, Teile von Menschen als unerkennliche Masse, völlig verkrampft und nackt. Und überall der beißende Rauch und der unerträgliche Verwesungsgeruch. Auf dem Altmarkt waren riesige Scheiterhaufen errichtet, auf denen Tausende von Leichen verbrannt wurden.

Als ich im Keller der Scheffelstraße 13 war, befand sich ein Durchbruch zum Nachbarkeller, der als öffentlicher Luftschutzkeller bestimmt war. Ich betrat den Eingang. Als erstes

sah ich Vater und Mutter tot daliegen. Es waren noch ca. 80 Tote. Bei allen waren die Finger verkrampft. Am nächsten Tag haben Hiwis die Leichen herausgeholt und mit einem Panje-Fuhrwerk zum Heidefriedhof gebracht. Ich bin hinter dem Fuhrwerk gelaufen und nach 1 1/2 Stunden waren wir dort. Ein Hiwi hat dann mit der Mistgabel Vater und Mutter ins Massengrab hineingestoßen, wo schon ungefähr 12 Leichen übereinander lagen. Ich konnte nicht zusehen und mußte mich umdrehen. Am übernächsten Tag bin ich zur Frauenkirche gegangen. Im Haus „An der Frauenkirche Nr. 18“ bin ich eingestiegen; hier saßen 40 Leute, als ob sie noch lebten. Von einer Luftmine war die Lunge zerrissen worden. Ich ging weiter und kam in den Keller des Hauses Nr. 20. Alle Bewohner waren tot. Meine Frau war

über den Kinderwagen gebeugt. Frau, Kind, Schwiegermutter — alle lebten nicht mehr. Auch hier holten die Hiwis die Leichen heraus und sie wurden ebenfalls zum Heidefriedhof gebracht. Und ich bin nochmals den Weg hinter dem Fuhrwerk hergegangen. 1 1/2 Stunden den ekelhaften Verwesungsgeruch einatmen zu müssen und zuzusehen, wie unschuldige Menschen ins Massengrab hineingeworfen wurden.

Nachdem ich meine Angehörigen zum Friedhof begleitet hatte, fuhr ich wieder zurück nach Italien.

1947 wurde ich aus der amerikanischen Gefangenschaft in Italien nach Stuttgart zu einem Kriegskameraden entlassen.

Hier bin ich schon 47 Jahre mit einer Stuttgarterin glücklich verheiratet und habe 3 Söhne.

Heinz Sommer, Stuttgart

Zeugnis vom Untergang Königsbergs Ein „Geltungsjude“ berichtet

Ziemlich lange nachdem ich Klaus Gute Nacht zugeblinkt hatte, heulten die Sirenen. Diese jaulende Geißel steht auf dem Dach eines der schräg gegenüberliegenden Häuser. Wir hatten uns angewöhnt, langsam zu reagieren, zu oft hat es Fehlalarm gegeben. Bisher waren auch keine Bomben gefallen, sieht man von unbedeutenden Bombenabwürfen ab, die uns zu Beginn des Russlandfeldzuges überraschten. Noch während wir uns verschlafen anziehen, höre

ich, wie die Flak zu schießen beginnt. Diese langrohrigen Geschütze können einen Höllenlärm veranstalten. Böse und scharf knallten ihre Abschüsse von nah und fern. Heute hört sich das nervöser an, schneller hintereinander geschossen als sonst. Die Knallerei verrät mir deutlich, daß diesmal Gefahr droht. Aus Neugier gehe ich auf den Balkon. Das ist streng verboten. Einerseits wegen der möglichen Signale, die man den Flugzeugen geben

könnte, wegen der gefährlichen Flakgranatensplitter. Der Nachthimmel bietet ein eindrucksvolles Bild. Wie mit Deckfarbe auf schwarzem Grund gemalt, bewegen sich am Himmel grell-weiße Stangen aus Scheinwerferlicht unruhig hin und her. Dazwischen blitzen die explodierenden Flakgranaten und dann beginnen mehrere an Fallschirmen still am Himmel schweifende Lichtquellen die Stadt zu beleuchten. Sie sehen aus wie große Weihnachtsbäume, an denen Wunderkerzen brennen. Durch sie können die Bomberpiloten ihre Ziele erkennen, und schon höre ich das dunkle, bedrohliche Brummen der Flugzeuge. Es klingt anders als das gewohnte Motorengeräusch deutscher Flugzeuge. Ich weiß, daß es nun höchste Zeit ist, in den Keller zu gehen, in dem bereits Mutter, Vater und die übrigen Hausbewohner sitzen. Alle in einem Kellerraum. Mutter und ich mit dem Judensterne, Luftschutzwart Wolf mit Helm und Armbinde und Blockwart Rogalli in SA-Uniform. Dicke Holzbalken stützen die Kellerdecke ab und sollen uns davor bewahren, vom Gewicht des zusammenstürzenden Hauses zerquetscht zu werden. Zwei an der Kellerdecke befindliche Fenster sind mit betoniertem Splitterschutz in Form versetzter Luftschächte versehen. Die eiserne Kellertür konnte zweifach verriegelt werden. Um die Stützbalken herum sitzen wir auf Holzbänken. Mit der Zeit hat jeder seinen Stammplatz; in dieser Notgemeinschaft unterschiedlicher Men-

schen, sind wir zu Fremdkörpern gemacht worden, was sowohl uns als auch allen anderen grosses Unbehagen verursacht. Besonders Rogalli zeigt sich jedesmal irritiert und voller Verachtung. Ihn fürchten alle, denn er kann Schaden zufügen. Niemand wird es wagen, mit uns zu sprechen. Auch Norras nicht. Und so hören Mutter und ich immer mit schweigender Aufmerksamkeit, was sich die anderen erzählen. (Irgendwann wurde dieser Zustand durch eine Anordnung beendet. Wir durften dann nicht mehr in den abgestützten Keller, sondern mussten in unseren winzigen Kohlenkeller gehen, gleich neben der Waschküche.)

Heute haben alle Angst. Der Luftschutzwart erzählt, daß grössere Verbände britischer Flugzeuge im Anflug auf Königsberg gemeldet wurden, und die immer rasender schießende Flak bestätigt das. Und schon geht es los. Die Erde beginnt zu beben, und ein noch nie erlebtes Dröhnen und Krachen versetzt uns in Schrecken. Herr Rogalli wird kreidebleich, was ich schadenfroh vermerke. Während es immer fürchterlicher donnert und heult — die herabsausenden Bomben müssen Heulvorrichtungen haben — versuche ich angestrengt herauszubekommen, ob man akkustisch feststellen kann, wann unsere Straßen an der Reihe sind und wie weit entfernt die Bomben einschlagen. Da die Bomben aber von unterschiedlicher Größe sind, ist es nicht möglich. So stelle ich mir vor, wie es sein wird, wenn ein Volltreffer

unser Haus zerstört. Der Fussboden bebt, die Wände wackeln und alles Vertrauen in ihre Festigkeit schwindet. Aber die Todesangst, die jetzt alle erfaßt hat, teile ich nicht. Die Möglichkeit, plötzlich sterben zu müssen, ist mir ein vertrauter Zustand, mit dem ich mich schon lange abgefunden habe. Da ich weder das Wann noch das Wie beeinflussen kann, ist die Stimmung „Sterben tue ich nach Gottes Willen“ ein Teil meiner selbst geworden. — Meine Schutzhaut.

Mutter geht es gewiß nicht anders, obwohl wir nie darüber sprechen. Unendlich lange dauert das Bombardement, so kommt es uns vor. Immer, wenn wir hoffen, daß alles vorbei ist, geht es noch einmal los. In einer Ruhepause warf der Luftschutzwart einen Blick nach draußen und berichtet, daß er Brände sehen könne, in unserer näheren Umgebung aber noch alle Häuser unversehrt geblieben seien. Dann endlich findet dieser Bombenangriff ein Ende und die Entwarnung heulenden Sirenen befreien uns aus den Kellern und geben ein Gefühl, alles ist — zumindest für uns — noch einmal gut gegangen.

Der Himmel im Norden der Stadt ist rot gefärbt. Wieviele mag der Angriff getötet oder verletzt haben? Brandgeruch, Geruch nach Phosphor oder Magnesium steigt in die Nase. Aber die Erleichterung, nicht selbst betroffen zu sein, überwiegt alle anderen Empfindungen.

Nur drei Nächte später — am 29. August 1944 — wurden wir wieder in den Keller gejagt, und diesmal läßt

sich das Inferno kaum noch beschreiben. Der Angriff und das Explodieren der Bomben nahmen kein Ende. Mehrfach glaubten wir unser Haus getroffen, was aber nicht der Fall war. Die Hufen — ein Außenbezirk Königsbergs — wurden nur teilweise zerstört. Diesmal überschütteten die Bomber mit System und Sorgfalt die gesamte Innenstadt vom Nordbahnhof bis zum Hauptbahnhof mit erstmalig eingesetzten Napalmkannistern, Spreng- und Brandbomben verschiedener Bauart, sodaß innerhalb kurzer Zeit die ganze Stadt gleichzeitig zu brennen anfang. Durch die Hitzeentwicklung und den sofort entstehenden Feuersturm hatte die in den engeren Straßen wohnende Zivilbevölkerung keine Chance, zu entkommen. Sie verbrannten vor den Häusern genauso wie in den Kellern. Überleben konnte nur, wer rechtzeitig die Gefahr erkannte und noch während des Angriffs, bevor sich das Feuer entfaltete, die Innenstadt verließ. Manche sprangen in den Pregel. Was jedermann über den Luftangriff auf Dresden weiss, — weil er oft in aller Schrecklichkeit beschrieben wurde — erlebten die Königsberger schon sechs Monate vorher.

Während noch Tausende verzweifelt versuchten, aus dem Feuerofen zu entkommen, stand ich wieder auf dem Balkon und sah die Flammen der lichterloh brennenden Stadt zum Himmel lodern.

Für jeden Rettungsversuch war es zu spät. Der Rauchpilz, der sich immer

deutlicher gegen den morgendämmerigen Himmel abzeichnete, war so groß und hoch, daß er den Rauchgebirgen späterer Atomexplosionen glich. Aus den über unseren Köpfen sich türmenden Wolken fielen halbverkohlte Papier-, Stoff- und Holzreste, die der Aufwärtssog durch die Luft fliegen ließ. Ein halbverbranntes Schulheft, Gardinenstücke, Bettzeug, Verpackungspapier, Kartons, alles nur Denkbare regnete vom Himmel und bedeckte die unversehrt gebliebene Umgebung. Es knisterte und krachte ohrenbetäubend. Auch für die Berufsfeuerwehr war an Löschen nicht zu denken. Jede Annäherung auf weniger als 20 Meter verbot sich durch die mörderische Hitze. Rettungsaktivitäten konzentrierten sich auf die in den Randbezirken vereinzelt brennenden Häuser. Das historische Königsberg mußte man seinem Schicksal überlassen. Ohnmächtig sahen wir zu, wie es abbrannte. Als ich Stunden später um die brennende Stadt herumging — ich mußte ja wenigstens den Versuch unternehmen,

zu meiner Arbeitsstätte zu gelangen — war das Elend unbeschreiblich. Mit Leiterwagen, Handkarren, Kinderwagen, Schubkarren und allem, was Räder hatte, zogen oder lagerten hunderttausend Obdachlose in den Anlagen. Überall Koffer, Taschen und Gepäckstücke, die Reste der geretteten Habe. Selbstverständlich erinnerte mich dieser Anblick an die vor ihrer Deportation versammelten Juden. Trotzdem war es völlig anders; diese Menschen hatten überlebt und konnten auf Hilfe rechnen. Viele waren rußverschmiert, trugen verbrannte Kleider und weinten um die Vermissten. Mit verdecktem Stern ging ich voller Mitgefühl für Kinder, Mütter und hilflose alte Menschen wieder nach Hause. Ungefähr fünf Tage lang konnte man die Stadt nicht betreten. Auch als keine Flammen mehr loderten, waren Steine und Boden glühend heiss und kühlten sich nur ganz allmählich ab. Was übrigblieb, waren schwarze Ruinen mit Fensterhöhlen, die Totenschädeln gleichen.

Michael Wiek

*aus
„Zeugnis vom Untergang Königsbergs — ein Geltungsjuden berichtet“*

Als „Geltungsjuden“ wurde im Dritten Reich ein sogenannter Halbjude bezeichnet, der jüdischen Glaubens war.

Vor fünfzig Jahren

„WARUM HAST DU MIR DAS NICHT GLEICH GESAGT!“ Wütend sprang der SS-Offizier hinter seinem großen Schreibtisch vom Sessel, als ich ihm ein Papier vorlegte, das mich als AOB (= Aktiver Offiziersbewerber der Wehrmacht) auswies und mich von allen, aber auch allen anderen Dienstverpflichtungen freistellte. Der SS-Offizier (seinen Rang weiß ich nicht mehr) hatte vorher in dem mit wohl allen Fahnen des Dritten Reiches geschmückten Raum über eine halbe Stunde auf mich eingeredet, um mir die Vorzüge der Waffen-SS vor Augen zu führen und mich zum Beitritt zu bewegen.

Diese Szene vom Spätherbst 1944 ging mir durch den Kopf, als ich im Februar 1990 vor dem Gebäude in der Schießgasse in Dresden stand. Wir fuhren weiter über die Carolabrücke und den Albertplatz in die Bautzner Straße. Ecke Fischhausstraße hielten wir. Das Haus Nr. 6, in dem wir gewohnt hatten, gibt es nicht mehr. Das Grundstück dient jetzt als Parkplatz. Die andere Seite der Bautzner Straße ziert eine lange mit bunten Graffiti besprühte Mauer. „Nie wieder politische Gefangene“ und vieles mehr gibt es da zu lesen. An dem großen Flachdachgebäude dahinter sehen wir Scheinwerfer und Überwachungskameras montiert. Die Eisentore sind massiv, die Fenster verhangen. Es ist, zu diesem Zeitpunkt wohl **noch**, die Stasizentrale von Dresden.

13. Februar 1945

Das Haus brannte lichterloh. Immer wieder lief ich hinein, um zu retten, was noch zu retten war. Im dritten Stock stand ein älterer Mann im Schlafanzug, Mantel, Hut und Filzpantoffeln im Flur seiner Wohnung mit einer Stehlampe in der Hand. Die Decke über ihm glühte rot. Ich riß ihn raus. Sekunden später stürzte die Decke ein. Meine Mutter, die mit meinen drei jüngeren Brüdern auf der anderen Straßenseite stand, erzählte mir später, daß unmittelbar, nachdem ich wieder in das Haus gerannt war, ein großer brennender Dachbaiken genau vor den Hauseingang gefallen war.

Die Fischhausstraße ist die Ausfallstraße Richtung Radeberg. An der Einmündung der Heideparkstraße entwickelte sich eine Sammelstelle. Der Menschenstrom aus der brennenden Stadt riß nicht ab. Lastwagen um Lastwagen voll mit Menschen fuhr stadtauswärts. Eine kleine alte Frau, auch nur mit Nachthemd, Mantel und Pantinen bekleidet, der ich wie vielen anderen auf die LKW-Pritsche half, ist mir noch gut in Erinnerung.

Wie lange wir geschlafen hatten, bis wieder die Sirenen heulten, weiß ich nicht mehr. Die Sachen hatten wir jedenfalls noch an. Runter in den Keller. Es war ein vierstöckiges Wohnhaus, in der Mitte die Treppe, rechts und links die Wohnungen. Wir wohnen Erdgeschoß links. Diesmal waren die Motorengeräusche der Flugzeu-

ge verdächtig nah. Mit meinen 15 1/2 Jahren war ich der älteste „Mann“ im Hause und fühlte mich irgendwie verantwortlich für die Frauen und Kinder. Deshalb ging ich zur Haustüre und schaute hinaus: Der Himmel über mir voll mit „Christbäumen“, diesen in Formation abgeworfenen Leuchtbomben. „Wo ist denn Frau Lange?“ Beim Zurückkommen hatte ich sofort das Fehlen der älteren Dame bemerkt.

„Sie holt noch schnell ihren Pelzmantel.“ In diesem Moment krachte es. Alle wußten: Das Haus ist getroffen. Wieder ging ich die Kellertreppe hoch. Zwischen einem Schuttberg und dem Rahmen der aufgesprungenen Haustüre sah ich einen kleinen Streifen Himmel. Mir fiel ein Stein vom Herzen: Verschüttet waren wir nicht. Sollte es aus den Kellerfenstern kein Hinauskommen mehr geben, da gibt es eine Möglichkeit.

Aber wo ist Frau Lange? Über Schutt kroch ich ins Erdgeschoß. Zwischen den Gittern eines Fensters ragte ein Bein heraus. Aber ohne Fuß. Der hing abgetrennt in dem grauen Strumpf. Ich arbeitete mich zu der Frau durch. Gottlob, sie lebte noch. Sie war gerade in ihrer Wohnung im obersten Stock rechts, als die Bombe traf. So hatte sie nur ein paar Dachziegel auf ihrem Körper, die schnell beiseite geräumt waren. Nach einer Operation konnte Frau Lange einige Monate später wieder beschwerdefrei laufen.

Inzwischen waren einige Kameraden der Reiter-HJ, der ich angehörte, aus

dem nahen Reitstall im Schloß Albrechtsberg gekommen und halfen uns nun doch durch ein Kellerfenster aus der mißlichen Lage. Jetzt sahen wir, was passiert war: Eine Sprengbombe hatte die rechte Seite des Hauses wie mit einem Messer abgetrennt, das Treppenhaus und die linke Hälfte, also auch unsere Wohnung, waren unbeschädigt. Doch wohnen konnten wir nicht mehr darin.

Irgendwie gelangten wir in das etwa 10 km entfernte Langebrück, wo meine Großmutter mütterlicherseits in einem Seniorenstift lebte. Doch wir waren nicht die Einzigen, die hier Zuflucht gesucht hatten. In einem vielleicht 45–50 qm großen Raum waren meine beiden Großmütter, meine Tante (die Schwester meines Vaters), eine weitere Tante (die Frau des Bruders meiner Mutter) mit ihren fünf Kindern und meine Mutter mit uns vier Buben beieinander.

Mich plagte immer noch das schlechte Gewissen: Ich hätte längst in der Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen (heute Generaloberst-Beck-Kaserne) sein sollen. Die Einberufung kam Anfang Februar.

Es war eine recht unbeschwerte Zeit, bis Ende April die Front immer näher rückte. Eines Tages quartierte sich ein Oberleutnant und Ritterkreuzträger in einem Nebengebäude mit seinem Stab ein. Der Geschützdonner rückte Tag für Tag näher. Vorbei war die Zeit des wieder-Kind-sein-dürfens. In HJ-Uniform ließ ich mich bei dem Oberleutnant melden und bat ihn um eine Fahrgelegenheit nach Dresden

für meine große Familie. Nach kurzem Überlegen machte er den Vorschlag, uns per LKW auf einer Leerfahrt zum Munitionsholen nach Dresden bringen zu lassen und gab entsprechende Anweisungen. So fuhren wir wenig später nur mit dem Allernötigsten im Handgepäck Richtung Elbe. Ich saß auf dem vorderen linken Kotflügel des LKW. Halt auf dem Weißen Hirsch. Kein Weiterkommen. Das Blaue Wunder (Elbe-Brücke) war von Flüchtlingen verstopft. Absteigen. Es war Nachmittag. Irgendwo mußten wir ja schlafen.

Die Russen sind da

In der Chopinstraße fanden wir ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, eher ein besserer Schuppen, der offenstand. Jeglichem Komfort ohnehin entwöhnt, schliefen wir ganz gut, bis uns in aller Herrgottsfrühe Hufgetrappel weckte. Ich schaute durchs Fenster: Russen in Uniformen mit grünen Mützen ritten auf kleinen Pferden um das Haus.

Meine Großmutter väterlicherseits wohnte in der Zittauer Straße 12. Dieses Haus hatte den Bombenhagel heil überstanden, und so gingen wir zunächst einmal dorthin zurück. Jetzt hatten wir wenigstens eine Dreizimmerwohnung zur Verfügung. Doch auch die Russen waren da; meine Mutter wurde einmal, meine Tante (die Mutter der fünf Kinder) mehrfach vergewaltigt. Einmal stellte ich mich mutig dazwischen. Diesen Einsatz hat mir meine Tante nie vergessen.

Doch wir griffen zu anderen Tricks:

Im Hof befand (und befindet sich noch heute) eine Garage mit einem Dachboden, der nur von außen mit einer Leiter erreichbar war. Immer wenn vorn an der Tür die Russen hereinkamen, schlichen sich die Frauen hinten über die Balkontreppe und über die Leiter in den Dachboden.

Einmal funktionierte das nicht. Die Russen kamen von hinten und sahen uns durch die Balkontüre beim Frühstück. Nun kamen sie zur Haustüre und begehrten „Frau – Frau II“. In einem Nebenzimmer wohnte Tante Thekla, eine spindeldürre Gestalt von vielleicht achtzig Jahren. Geistesgegenwärtig rief ich: „Tante Thekla, Du wirst gewünscht!“ und es erschien ein Wesen im Nachthemd mit losen schütterten Haaren, noch leicht verschlafen. Ein Anblick zum Fürchten. Die Russen verließen fluchtartig das Haus.

Ich weiß heute noch nicht, wie es meine Mutter geschafft hat, in unmittelbarer Nähe der oben erwähnten Chopinstraße in einer schönen Villa am Hang mit herrlichem Ausblick, der Straußstraße 7, im Obergeschoß eine Vierzimmer-Wohnung mit Bad aufzutreiben, die leer stand. Meine Tante (die Mutter der fünf Kinder) und ich betreten die Wohnung als erste. In der Küche stand ein angebrochenes Glas Marmelade. Begierig leerten wir es. Zurückgekommen, erfuhren wir, daß in der Wohnung bis vor wenigen Tagen ein NS-Bonze gelebt hat, der sich und seine Familie im nahen Steinbruch vergiftet hat. Mit Marmelade.

Im Juli 1952 verließ ich den Weißen Hirsch in Richtung Westen.

Und damit beginnt ein neues Kapitel.
Karl Heinz Gühne, Stuttgart

Sie kommen!

21. April 1945. Seit Tagen fragt man sich in der Rotebühlstraße 147, wann und durch wen wird Stuttgart besetzt werden, wird es noch zu Kämpfen kommen? Wie wird es sein, wenn die Front über uns hinwegrollt? Die meisten Gespräche finden im Treppenhäus statt — und es wird unter den Nachbarn viel geredet in dieser Zeit. Gerüchte und Wahrheiten finden rasch den Weg zu den Leuten.

Gerücht oder Wahrheit: Sie kommen also. Man soll in den Keller gehen oder zumindest im geschützten Treppenhäus bleiben, falls sie Artillerie einsetzen oder Schiessereien auf der Straße beginnen. Die Anspannung ist unglaublich. Vor allem das 15jährige Mädchen ist hin- und hergerissen. Da ist auf der einen Seite die Angst vor dem was kommt, Verstand und Gefühl können sich nicht ausmalen, daß eine andere neue Ordnung in unser Leben einzieht, daß ein Leben mit neuen, unvorstellbaren Vorzeichen möglich ist. Ein großes schwarzes Loch tut sich auf.

Auf der anderen Seite ist da die Erleichterung, nie mehr im Keller oder Bunker — oder gar unterwegs — auf das dumpfe Geräusch der Flugzeuge mit großen Ohren und steifem Nacken lauschen, nie mehr das Heulen der Bomben und Detonationen in nächster Nähe hören zu müssen,

ständig den Tod vor Augen. Angst — das war in den letzten Monaten das alles beherrschende Gefühl.

Und das also wird vorbei sein, trotz des Wissens um ein Ende, dessen Jenseits Furcht einflößt. Und natürlich auch eine gespannte Erwartung: Man wird Franzosen, vielleicht sogar Amerikaner zu sehen bekommen, da werden fremde Soldaten durch unsere Stadt ziehen, eine neue Welt kehrt bei uns ein.

Nun sitzen wir schon seit langem im Keller. Man möchte sehen, was sich draußen abspielt. Neugierig gehe ich ans Hoftor und schaue die Rotebühlstraße hinunter. Da kommt ein Trupp deutscher Soldaten heraufgelaufen. Mein Gott, sie werden doch davonkommen! Plötzlich mehrere Schüsse, ein Querschläger fetzt die Rotebühlstraße herauf. Die Soldaten sind wie vom Erdboden verschluckt. Ob sie sich wohl Zivilkleidung besorgen können? Man hört so schreckliche Dinge über die Gefangenenerlager.

Wieder, nach längerem Warten im Keller, ein vorsichtiger Blick am Hoftor Richtung Feuersee. Da, ein Panzer! Sie sind da!

In den nächsten Tagen gibt es wieder viele lange Gespräche im Treppenhäus: Es sind also Franzosen, die Stuttgart besetzt haben. Am Bopser

ist noch ein deutscher Soldat gefallen, der lange dort liegenblieb, bis er an Ort und Stelle beerdigt wurde. Die Franzosen haben Truppen aus Marokko, Tunesien und Algerien mitgebracht.

Nachts hört man die Schreie von vergewaltigten Frauen. Angst — wieder Angst. Ich bin ja ein Mädchen.

Eines Morgens kommt ein Tunesier — er ist im zweiten Stock einquartiert — in die Wohnung, und das Mädchen liegt noch im Bett. Verkriechen unter der Bettdecke. Er geht vorbei ans Fenster, geht ins Wohnzimmer und schaut sich die Bleyle-Kleidle an, die am Tag zuvor bei einer Plünderung im Keller von Bleyle aus Bergen von Kinderkleidung mitgenommen worden waren (tatsächlich, ich habe an einer Plünderung teilgenommen. Keinerlei Unrechtsbewußtsein. Warum hat die Firma die Kleider nicht an frierende Kinder verkauft?) Der Soldat nimmt die Kleidchen mit und drückt sehr deutlich sein Mißfallen und seine Enttäuschung über unser Tun aus. Man merkt es an vielen Äußerungen: diese Nordafrikaner haben eine sehr hohe Meinung von der Moral der Deutschen.

Und dann die Parade anlässlich des Kriegsendes. Ein ungewohnter Zug zieht an unserem Haus vorbei. Keinerlei Ähnlichkeit mit den zackigen Aufmärschen früherer Zeiten — es ist erst wenige Wochen her. Voraus marschiert ein Leithammel, bunt geschmückt. Die Kolonialtruppen folgen in ihren exotischen Uniformen — die Algerier in Kutten wie Mönche, die Tu-

nesier und Marokkaner mit Fez und Turban. Man macht sich lustig, denn man hat noch den strammen Geist deutschen Militärs im Kopf.

Und gegenüber im Hof von Bleyle befinden sich gefangene deutsche Soldaten. Hin und wieder fallen Schüsse. Ob sie wohl Erschießungen vornehmen? Ich habe das nie herausbekommen.

Seltsam, wie rasch doch irgendwie wieder Normalität einzieht. Man geht wieder in die Schule, der Unterricht ist sehr eingeschränkt — Geschichte, Erdkunde und manch anderes Fach finden nicht mehr statt. Es gibt wenige Schulbücher, gute Lehrer haben die große Chance, ihren Unterricht ohne Lehrplan zu gestalten, den Kindern Dinge beizubringen, die sie sonst, mit überfrachtetem Lehrplan, nie gelernt hätten. Der Deutschunterricht weitet sich aus in philosophische Diskussionen, in Lebenshilfe für diese Kinder, die von einem mörderischen Regime geprägt sind. Und auch die ganz einfachen Fragen des Umgangs der Menschen im täglichen Leben sind Themen, von denen alle profitieren. Und wir hatten das Glück, eine solche gute Lehrerin zu haben.

Ich weiß nicht, wer in unserer Klasse schon während der Hitlerzeit das Regime kritisch sah, aber ich weiß, daß wir alle in diesen eineinhalb Jahren, die wir nach dem Krieg noch in die Schule gehen konnten, zu kritischen Menschen wurden und begreifen lernten, was man mit uns in diesen 12 Jahren gemacht hat.

Und wir mußten langsam erkennen, daß es keine üble Propaganda war, wenn über die Verbrechen dieses Hitler-Deutschlands geredet wurde. Diese Erkenntnisse muß ein junger Mensch erst einmal verdauen: Daß er jahrelang in einem Verbrecherstaat gelebt hat, daß es, was man einfach verdrängt und geleugnet hat, tatsächlich möglich war, daß „Deutsche so etwas tun konnten“. Sicher hat es jeden wieder anders berührt. Ich hatte schwer damit zu tun, schließlich waren zwei Brüder im Krieg für dieses Regime gefallen. Der eine ein leidenschaftlicher Gegner, der andere, altersmäßig und emotional viel nahestehender, jedoch ein gläubiger Anhänger. Aber vielleicht war er am Ende auch kritischer geworden, ohne das seiner kleinen Schwester zu sagen. Er hatte sich mit aller Macht gegen die Übernahme in die SS gewehrt, was ihm nur gelang, indem er sich freiwillig als Offiziersanwärter meldete. Und mit 19 Jahren mußte er dann in Rußland sterben.

Zwischen Kehl und Straßburg zerstörten Deutsche und Franzosen die Grenzpfähle — ich wäre so gerne dabei gewesen. Nie wieder Krieg, Freundschaft mit allen Völkern, das soll die Zukunft sein. Immer wieder kann ich in meinen Tagebüchern von damals lesen: „Ich werde meine ganze Kraft gegen den Krieg einsetzen“, „Ich werde an jedem Platz, auf den mich das Leben stellt, gegen den Krieg kämpfen und diese Erkenntnis an meine Kinder und Schüler (ich wollte Lehrerin werden) weitergeben“.

Später besuchte ich das von den Amerikanern eingerichtete „Haus der Jugend“, GYA, in dem wir buchstäblich die Demokratie erlebten und erlernten. Das Sendungsbewußtsein der jungen amerikanischen Soldaten in Sachen Demokratie war beeindruckend und tat auch seine Wirkung. Bald schon hat man begriffen, wie übel uns Kindern im „Dritten Reich“ mitgespielt wurde, wie sehr wir auf Befehl und Gehorsam getrimmt waren. Es wurde mir immer klarer, mit welch raffinierten Mitteln die Jugend begeistert und damit leicht lenkbar wurde. Das Führersystem war ein solches Mittel, die kleinste Gruppe bestand aus ca. 8 Buben oder Mädchen, die einen Führer oder eine Führerin hatte, und dann ging es weiter in kleinen Schritten — man braucht also viele „Führer“, und viele junge Menschen waren stolz, ein solcher zu werden. Oder die Massenveranstaltungen, bei denen es kalt den Rücken runterlief, wenn alle gemeinsam sangen. Das schloß nicht aus, daß man recht albern dabei war. Aber man gehörte zur Gemeinschaft, das Zusammengehörigkeitsgefühl wurde bestimmend, die Gemeinschaft beherrschte alles. Ich frage mich heute, wie ich auf Ansinnen reagiert hätte, die nicht mit meiner christlichen Erziehung zur Nächstenliebe zu vereinbaren gewesen wären. Das wurde mir und den Mädchen in meiner Umgebung zum Glück erspart. Hätten wir offen Widerstand geleistet? Oder hätten wir uns verkrochen, die Augen verschlossen?

Es war eine Befreiung, dies alles bewußt abzuschütteln.

Aus diesem Erleben wurde ein Mensch, der Autorität zuerst hinterfragt und autoritäre Ansätze heftig ablehnt. Maßstäbe und Grundsätze konnte mir nie mehr jemand ohne Prüfung vermitteln. Das und die tiefste Ablehnung des Krieges war für

uns dann auch die Grundlage bei der Erziehung unserer Kinder. Kritisch sein, nicht leichtgläubig irgendwelchen Propheten folgen, alles hinterfragen.

Die Lehrer hatten es natürlich mit solchen Kindern nicht immer leicht.

Hilde Nibbe, Stuttgart

Die letzten Tage im April 1945

Im Herbst 1944 wurde ich an den Westwall kommandiert, um als Feuerwerker die Maschinengewehre und Geschütze mit Munition auszurüsten. Als dieser Auftrag beendet war, kam im April 1945 ein Befehl zur Rückkehr zu meiner Einheit in die Heeresmunitionsanstalt Straß bei Ulm. Dieser Marschbefehl war mit vielen Risiken und Gefahren verbunden. In dieser Zeit, kurz vor dem Kriegsende, waren die Feldjäger auf der Suche nach „Fahnenflüchtigen“. Wer eine Nacht in deren Gewahrsam war, konnte von Glück sagen, wenn er am anderen Morgen weiterreisen konnte. Ich mußte eine solche Nacht durchmachen, mit pausenlosen Verhören und Schikanen.

Am anderen Morgen wurde ich freigelassen, nachdem ein Hauptmann meiner Dienststelle für mich bürgte. Das wichtigste Dokument in dieser Zeit war ein gültiger Marschbefehl. Sein Ziel mußte man „per Anhalter“ erreichen, da die Bahnverbindungen bereits unterbrochen waren. Auf den Kotflügeln sitzend, nach Jagdbom-

bern Ausschau haltend, bei Gefahr in den Graben springend, nach der Gefahr wieder rauf auf das Fahrzeug und weiterfahren — so kam ich nach Tagen in Straß an. Dort wurde ich sofort wieder mit weiteren sechs anderen Feuerwerkern zur Heeresmunitionsanstalt Urlaub im Allgäu abkommandiert, um dort Artilleriemunition für die sogenannte „Alpenfestung“ zu fertigen. Mit einem Kraftfahrzeug, beladen mit Gerätschaften und Vorschriften, wurden wir sechs unter Führung eines Oberfeuerwerkers in Marsch gesetzt. Nachts fahrend, tagsüber im Wald versteckend, erreichten wir nach Tagen Urlaub.

Nach einer kurzen Lagebesprechung und dem Ausladen der Gerätschaften, versuchten wir, die Arbeit befehlsgemäß auszuführen. Dies gelang nicht, da wichtige Teile fehlten. Es vergingen einige Tage, da hörten wir Geschützfeuer näherkommen. Wir beschlossen, in Richtung Alpen zu fliehen.

Da uns die Verpflegung ausging, überlegten wir, wo wir Lebensmittel

kaufen könnten. Den ersten Versuch wollten wir in der Käserei Urlaub unternehmen. Als wir dort ankamen, fuhr gerade ein 7,7 Mercedes weg. Wir erkundigten uns, wer das war. „Das war der Gauleiter Murr auf dem Weg in die Alpenfestung.“ Kommentarlos nahmen wir diese Information zur Kenntnis. Ich sah meinen Kameraden an, was sie dachten, niemand sprach aber ein Wort.

Es gelang uns, Käse und Butter zu kaufen, auch ohne Lebensmittelkarten, da wohl der Verkäufer ahnte, daß er keine Marken mehr abrechnen mußte.

Wir fuhren weiter, mußten uns aber gleich wieder in einem Waldstück verstecken, da wir von Jagdbombern verfolgt wurden. Am Spätabend des 27. April (dieses Datum hat sich fest eingepreßt), erreichten wir Salchenried bei Füssen.

In einem Bauernhof baten wir um Unterkunft. Der Bauer und die Bäuerin kamen uns vertrauenswürdig vor. So fragten wir auch, ob sie vielleicht ein paar Zivilkleider für uns übrig hätten, was sie mit den Worten verneinten: „Es sind schon so viele vor Euch hier vorbeigekommen. Wir haben alles hergegeben, was wir entbehren konnten.“

Nachdem wir unser Fahrzeug etwas außerhalb abgestellt und getarnt hatten, führten uns die Bauersleute zu einer abgelegenen Hütte, in der wir uns verstecken konnten. Am anderen Morgen kam ein Junge ganz aufgeregt in die Hütte. Sein Großvater habe ihn geschickt, um uns zu sa-

gen, daß Salchenried von den Amerikanern besetzt sei und daß alle Männer erschossen würden, die Waffen bei sich hätten.

Wir waren uns einig, nicht als Werwölfe aufgegriffen zu werden. Wir warfen die Waffen weg, verbrannten unsere Geheimakten und Dienstausweisungen, reduzierten unsere Privatsachen auf das nötigste, versteckten unsere Ringe und Uhren, so gut es ging, teilten den Rest unserer Verpflegung gleichmäßig auf, der Oberfeuerwerker hingte sein weißes Taschentuch an einen Stock, den wir in der Hütte fanden, so zogen wir zu Tal.

Ein amerikanischer Sanitätskraftwagen nahm uns auf und brachte uns zu einer Sammelstelle. Nach einer gründlichen Leibesvisitation auf Waffen wurden wir dann einzeln verhört. Der amerikanische Leutnant sprach deutsch. Er wollte unseren Truppenteil wissen, wo welche Truppen stehen, welche Waffen sie führen usw. Wir wußten nichts, kam doch jeder von einer anderen Einheit.

Anderntags wurden wir zu Gruppen zusammengestellt und in den Fliegerhorst Schongau gebracht. Dort bekamen wir die Kampfverpflegungspakete der amerikanischen Armee. Wir machten Bekanntschaft mit Chesterfield (Streichhölzer waren auch dabei), Kaugummi, Cadbury-Schokolade, Cornedbeef und Dauerbrot. Wir mußten diese Ration auf vier Mann verteilen. Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Auch bekamen wir einen Becher Bohnenkaffee. Kochge-

schirr, Feldbesteck und Feldflasche hatte man uns nicht abgenommen. Im Fliegerhorst Schongau erlebten wir schreckliche Szenen. Junge Kriegsgefangene, eigentlich noch Kinder, liefen „Heil Hitler“ grüßend auf die uns umstellenden Sherman-Panzer zu. Sie warfen auf diese Weise in ihrer Verblendung ihr junges Leben weg. Uns älteren war es nicht möglich, sie von ihrem törichten Tun

abzuhalten. Ohnmächtig mußten wir zusehen. Für uns war der Krieg vorbei. Gefangenschaft ist hart. Wir mußten vieles ertragen, aber wir wollten weiterleben. Und dieser Überlebenswille war ausschlaggebend dafür, daß man durchkam. Am 17. Juni 1947 wurde ich aus französischer Gefangenschaft entlassen. *Karl Aspacher, Stuttgart*

Menschenliebe statt Terror

Mein Bericht über diesen Abschnitt meiner Biographie ist gewiß nicht sensationell, eher trivial, gemessen an dem, was andere in dieser Zeit erlitten haben. Aber vielleicht ist er trotzdem wert, festgehalten zu werden als ein ganz persönliches Dokument.

Ich bin Jahrgang 1925 und habe die ganze Hitler-Epoche bewußt miterlebt. Durch meine Mutter und meine Lehrer (am Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart) war ich weitgehend gefeilt gegen alle Nazi-Parolen, mußte aber, wie alle, in der Hitlerjugend Dienst tun. Ich habe konsequent alle Angebote abgelehnt, eine Führerrolle zu übernehmen, und mich am Ende der Schulzeit zur „Bannspielschar“ versetzen lassen, einem gemütlichen, recht zivilen Orchester-Verein. Nach dem Abitur 1943 kam ich erst zum Arbeitsdienst ins „Reichsprotectorat“, dann zur Wehrmacht. Ein glückliches Geschick bewahrte mich vor dem Einsatz in Rußland. Ich

war eingesetzt am Atlantikwall und wurde 5 Tage nach der Invasion im Sommer 1944 als Offiziersbewerber ins Reich beordert, während meine Kompanie — wie ich später hörte — beim Kampf um Brest fast völlig aufgerieben wurde.

Im Januar wurde ich als Leutnant (noch keine 20 Jahre alt!) an die Westfront geschickt, um dort eine Kompanie der „Volksdivisionen“ zu kommandieren: Meine Leute waren entweder gerade 18 oder über 40 Jahre alt. Mit denen habe ich von Düren bis Köln unter Bombenhageln und Panzerangriffen der Amerikaner meine Haut gerettet — oder besser: ich blieb unversehrt ohne eigenen Verdienst. In Köln fiel ich in Gefangenschaft. Ich habe die Amerikaner, mit wenigen Ausnahmen, als recht faire Sieger erlebt. Ein Beispiel: Nach der ersten Filzung, bei der man uns alles abgenommen hatte, bat ich einen GI, er möchte mir mein Gedichtbändchen aus dem Insilver-

lag zurückgeben, es sei ein Souvenir. Der brachte es mir, es war dann über Monate das einzige Buch im gesamten Gefangenenlager in Chartres! In diesem Lager erlebte ich das Kriegsende.

Ich muß gestehen, daß ich dies nicht als Befreiung verstand: ich habe sogar mitgewirkt, als in unserem Zelt nach der Nachricht von Hitlers Tod eine Gedenkstunde aufgezogen wurde. Wir sangen Beethovens „Die Himmel rühmen...“. Das mag für viele heute unbegreiflich erscheinen, aber so waren wir jungen Offiziere verblendet.

In den folgenden Monaten habe ich eine echte innere Wandlung erfahren, wie viele meiner Mitgefangenen. Wir hatten ja Zeit zum Nachdenken und zum Überdenken dessen, was in den vergangenen 12 Jahren geschehen war. Ich wurde zum überzeugten Pazifisten, der ich bis heute geblieben bin. Und ich bin bis heute dankbar, daß ich wahrscheinlich auch bei den Kämpfen im Februar/März keinen Menschen getötet habe.

Im September 1945 wurden wir zur Entlassung nach Deutschland verfrachtet und nach sechs Tagen in Heilbronn in die Freiheit geschickt. Zu Fuß pilgerten wir, eine kleine Gruppe, gen Stuttgart. Wir übernachteten in einem kleinen Dorf, wo uns die Bauern mit Pellkartoffeln und Salat geradezu mästeten — nach Monaten bitteren Hungers eine Götterspeise! Anderen Tags nahm uns drei ein Auto ab Besigheim mit. Es gab also bereits wieder Privatautos! Und im Anhän-

ger, in den man uns verfrachtet hatte, lagen Speckseiten und eine halbe Saul Hamsterware — so lernten wir das Nachkriegsdeutschland von einer anderen Seite kennen! An der Prag wurden wir abgesetzt. Ein neues Wunder: es fuhrn Straßenbahnen, die — es war Sonntag, Zuschauer zum Kickersplatz nach Degerloch transportierten! Unterwegs sah ich die zerstörte Stadt — welch ein unbegreiflicher Gegensatz!

Zu Hause traf ich Eltern und Geschwister unversehrt an, nur unser Haus hatte einigen Bombenschaden erfahren. Bis zum Dezember 1945 mimte ich den Hilfsknecht auf einem Riedenberger Bauernhof, um mich etwas aufzupäppeln — ich wog gerade noch 50 Kilol. Ab Frühjahr 1946 durfte ich in Marburg studieren, mein ersehntes Fach, die Altphilologie, worüber man mich beim Arbeitsdienst und beim Militär regelmäßig ausgelacht hatte!

Diese ersten Studiensemester sind in meiner Erinnerung verklärt. Zwar litten wir Hunger, aber das Bewußtsein, endlich frei zu sein, ohne Drill, ohne Kommandos, ohne ständige Angst, überwog — zumal ich frisch verliebt war in meine spätere und jetzige liebe Frau. 1950 haben wir geheiratet. Von da an bis zum Ruhestand 1989 habe ich fast 40 Jahre lang unterrichtet und mich bemüht, meinen Schülern wie meinen Kindern den Weg zu weisen in eine friedliche Zukunft.

Die Monate des Kriegsendes und des Neubeginns haben mein Denken und

Wollen nachdrücklich geprägt: Nie wieder Terror, nie wieder Krieg, nie wieder Unfreiheit, weg mit allen Ideologien und mit all der Unaufrichtigkeit, die wir in der Jugend erlebten. Statt dessen Menschenliebe — und heitere Gelassenheit angesichts so mancher falschen Angst und falschen Aufgeblasenheit. Darum lehnte ich die Adenauersche Politik konsequent

ab, mit mancher Anfeindung wegen solcher Überzeugung und trat 1972 der SPD bei, hauptsächlich wegen Willy Brandts Friedens- und Versöhnungspolitik. Sein Kniefall im Warschauer Ghetto ist mir ein Symbol für das, was wir aus den Monaten des Kriegsendes lernen sollten.

Dr. Frank Weidauer, Stuttgart

„Sozi“ — was ist denn das?

Es muß zu Jahresbeginn 1942 gewesen sein — im Anschluß an eine Rede Adolf Hitlers im Rundfunk des „Führers und Reichskanzlers von Groß-Deutschland“, wie sich der rechte Diktator titulieren ließ, als der Vater meines Freundes Felix, Franz W., zu seinem Sohn (Jahrgang 1926) und mir (1929) in gedämpftem Ton seine politische wahre Gesinnung überdeutlich offenbarte und ihr Ausdruck verlieh: „Ihr dürft nicht alles glauben, was der Hitler sagt. Wir haben bereits vor der Zeit als er Reichskanzler wurde (1933) prophezeit: Hitler bedeutet Krieg“. Wir waren irritiert ob dieser Meinungsäußerung, denn im „Deutschen Jungvolk“ und in der Schule unter dem Hakenkreuz hatten wir als politischen Glaubenssatz, als die oberste NS-Maxime in Partei und Staat nach dem Führerprinzip gelernt: „Der Führer Adolf Hitler hat immer recht“.

Ich fragte Freund Felix einige Tage später, wie denn sein Vater „so etwas“ sagen könne. Heimlich und geheimnisvoll verriet sein Sohn: „Hast

du denn das nicht schon gemerkt? Franz war vor dem „Dritten Reich“ ein „Sozi“! Was denn das sei, wollte ich wissen. Die Antwort, „ein Demokrat“, befriedigte nicht. Doch eines wußte ich nun genau. Der Vater Franz war ein Hitler-Gegner. Das war gefährlich und schlimm zugleich. Demokraten, das hatte ich im Geschichtsunterricht gelernt, hatten das Volk verraten und verkauft — speziell an die Juden. Und die waren des Teufels. Der Führer hatte auch deshalb in einer erst kürzlich gehaltenen Rede das Verschwinden der Juden aus Europa unter tosendem Beifall seiner Parteisoldaten in braunen und schwarzen Uniformen angekündigt. Mir blieb in Erinnerung: Wann immer wieder einmal Franz W. gegen Staats- und Parteiführung gerichtet seinen Mund auftrat, nickte seine Frau zustimmend. Sie fügte dann aber sofort hinzu, er möge „sein Maul“ halten, wie man im Mittleren Remstal zu sagen pflegte, um seiner Meinung Nachdruck zu verleihen. Denn „Welzheim“¹⁾ sei nicht weit. Nachge-

fragt, was denn Welzheim hier bedeute, erhielten wir die Antwort, da sei ein „KZ“, das gehe uns nichts an. Auch von meiner Mutter hörte ich die Lokalbezeichnung immer wieder einmal im Gespräch mit bekannten Erwachsenen. Exakt am 22. Juli 1944, zwei Tage nach dem Sprengstoffattentat des Oberst im Generalstab Graf von Stauffenberg, gegen Hitler als Auftakt zur geplanten Beseitigung der Diktatur in Deutschland — kam Franz W. wieder überdeutlich auf die Nazis zu sprechen. Die Tageszeitung lag auf dem Tisch. Auf sie zeigte er, um mich aufzuklären: „Das sind keine dummen Buben und schon gar keine Verbrecher, die Hitler beseitigen wollten. Da sind höchste Offiziere, Generäle dabei, die wieder einen demokratischen Staat in Deutschland wollen. Und dann sind auch wir Sozialdemokraten dabei. Freiheit brauchen wir und keine Diktatur..“

Wenige Tage vor dem Kriegsende im Remstal, kurz vor Führers-Geburts-tag im April 1945, sah ich Bilder, die mich tief erschreckten: Hundegebell lockte mich ans Fenster. Auf der sogenannten „Umgehungsstraße“ in Lorch im Remstal trieben Uniformierte, deren Waffengattung mir nicht in Erinnerung blieb, einen Zug ausgemergelter, kahlgeschorener Menschen in gestreifter, miserabler Kleidung vorwärts in Richtung Schwäbisch Gmünd. Die uniformierten Wachmänner, mit aufgepflanzten Gewehren und Schlagstöcken bewaffnet, prügelten auf Gefangene ein. Dazu

jaulten aufgebrauchte Schäferhunde. Einzelne Gefangene lagen am Straßenrand. Stiefel der Uniformträger traktierten sie. Eine Mitbewohnerin, die ein Stockwerk höher ebenfalls den Häftlingszug aus dem Fenster beobachtete, antwortete: „Das sind KZler, Verbrecher“. Französische Jagdflugzeuge, an den Emblemen identifizierbar (und da kannten wir Jugendliche uns aus!) flogen in niedriger Höhe dem Häftlingszug entlang. Niemand suchte Deckung. Die Bordkanonen schwiegen. Mich aktivierten die „Feind“maschinen eiligst weg vom Fenster, die Treppen runter in den, hoffentlich, schützenden Keller. Dort hatten bereits Mitbewohner ebenfalls Schutz gesucht. Erstaunlich sicher konnte im Dämmerlicht der Kerzen der kriegsblinde Onkel Paul seine kleinen Kinder steuern.

Keine(r) sagte ein Wort zu dem Zug der Gefangenen in ihrem elenden, menschenunwürdigen Zustand. Das war die nackte Wirklichkeit. Die politische Theorie dazu, Hitlers NS-Weltanschauung, war in der Zeitung in einem Führerbefehl zu lesen, mitunterzeichnet von M. Bormann (von dem ich nichts wußte), Keitel (aus Presse und Wochenschau-Kino als Chef des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht hinreichend bekannt), Dr. Lammers (dem Chef der Reichskanzlei): „Dem uns bekannten totalen Vernichtungswillen unserer jüdisch-internationalen Feinde setzen wir den totalen Einsatz aller deutschen Menschen entgegen.....“.

Spätestens jetzt hatte ich Franz, den

„Sozi“ voll kapiert. Er kannte den Unterschied zwischen sozialdemokratischen Politikhalten und Hitlers Weltanschauung, die sich im Zweiten Weltkrieg austobte: Weltanschauungs-Krieg; die angeblich höherwertige Herrscher-Rasse gegen die angeblich minderwertige Juden-Rasse. Zum Kriegsende propagierte sie Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels in einem Werwolfsender extremistisch: „Haß ist unser Gebet und Rache unser Feldgeschrei“. Das war NS-Feindbild pur. Daß Franz nach totaler deutscher Kapitulation, nach Zulassung der SPD durch die US-Militärregierung, bei der Gründung eines sozialdemokratischen Ortsvereins in die Funktion eines Schriftführers gewählt wurde, ließ keine Frage mehr offen nach seiner Gesinnung in der NS-Gewaltherrschaft. Die soziale Demokratie begann ihre Aufbauarbeit vor Ort im Spannungsfeld von Befreiung durch Niederlage und der alltäglichen Not, die die „Nazis“ eingebrockt und hinterlassen hatten.

Franz ist kein Einzelbeispiel. Er steht für viele „Sozis“. Gleichwohl verliefen die Lebensschicksale unterschiedlich. Flucht ins Ausland, KZ, Ermor-

dung, echte und scheinbare Anpassungen zählten dazu. Ebenso verschieden und vielfältig waren Formen des Widerstandes. Daß für sie alle der 7./8. Mai ein Tag der Befreiung war, bedarf hier keiner weiteren Begründungen. Selbst in Wolle gefärbte Nazis (sie hatten jetzt vor Angst „die Hosen voll“) konnten nicht wegdiskutieren: vom Krieg in Europa hatten die Alliierten uns Deutsche befreit.

Schade, daß wir Franz, den Sozialdemokraten, als Zeit- und Augenzeuge nicht mehr befragen und hören können. Auch hätte ich ihm sehr gerne ein Wort doppelter Anerkennung gesagt: für seine bekennende Aufklärung und für sein mehr stilles als lautes Engagement zu Gunsten demokratischer Politik.

Heinz Lauber, Stuttgart

¹⁾ In der Gemeinde Welzheim (auf dem Schwäbischen Wald) war ein KZ für politische Gegner des „Nationalsozialismus“ (NS), das, wie das KZ Oberer Kuhberg, unter dem Kommandanten Buck besonders traurigen Ruf erlangte. Nach der Wahl am 5. März 1933 begann in Württemberg/Baden die erste Verhaftungswelle. NS-Gegner kamen in sogenannte „Schutzhaft“. Die Nazis verschleppten sie in die Lager Heuberg und Kislau. Später kamen die Lager Oberer Kuhberg und Welzheim hinzu. Der Terror gegen Mitglieder demokratischer Parteien forderte immer mehr neue Opfer.

Überleben auf dem Lande

In den ersten Jahren des Krieges wurde die Bevölkerung in Deutschland von Luftangriffen verschont, bis etwa im Frühjahr 1941 die ersten stärkeren Luftangriffe auf die Städte einsetzten. Im tiefen Schnee wander-

te ich in der Nacht zum 19. Februar 1942 von unserer Wohnung mit meinem Köfferchen in die Frauenklinik in der Bismarckstrasse. In der Frühe des 19. Februar kam meine zweite Tochter auf die Welt. Im Frühjahr 1943

wurde mein Mann (38 Jahre) eingezogen nach Baden zu den „Landeschützen“.

Nach der Grundausbildung kam ein Teil seiner Kameraden gleich in den Osten (Rußland). Er selbst wurde nach Südfrankreich zu einem Kartenlager verlegt. Das war eine kleine Gruppe von etwa 12 Mann. Sie hatten Karten von Italien, Österreich, Deutschland, Frankreich und auch Spanienkarten, die einer besonderen Geheimhaltung unterlagen. Jeden Monat mußte darüber Meldung nach Paris zu der dortigen Kommandostelle gemacht werden, über Anzahl und Art der Karten (Geheime Kommandosache)! Diese Stelle blieb unbehelligt bis zur Invasion im Juli 44.

Mit meinen beiden Kindern verließ ich Stuttgart im März/April 43, nachdem die Angriffe auf Stuttgart zahlreicher und heftiger wurden. Mein Schwiegervater verschaffte mir in einem sogenannten Ausdinghaus bei weitläufigen Verwandten in der Nähe von Ulm (ehemaliges Gebiet der Reichsstadt Ulm) auf dem Gebiet des Freistaates Bayern in Tiefenbach, Gemeinde Holzschwang, einem Weiler von 4 Höfen, Unterkunft. Drei dieser Höfe gehörten Brüdern (evangelisch), einer einem katholischen Bauern. Unser kleines Häuschen gehörte dem ältesten der Brüder, dem Besitzer des größten Hofes. Wasser und elektrisches Licht hatten wir nicht. Das Wasser mußte ich im Hof holen (30 m weit). Mit einer Petroleumlampe mußte ich zunächst die Wohnung beleuchten. Küche mit Holzherd, von dort konnte auch das Zimmer mit Holz und Brikett geheizt werden. Im

Laufe des Jahres 1943/44 erbarmte sich ein Elektromeister aus Senden und legte mir eine elektrische Leitung ins Häuschen, so daß die Petroleumlampe ausgedient hatte. Einkaufen mußte ich in Holzschwang, das auf der Höhe lag, eine halbe Stunde entfernt. Dort ging ab 1944 meine älteste Tochter in die Schule. Nachdem gegen Ende des Krieges immer öfter Tiefflieger Angriffe flogen, mußten wir beim Einkaufen — und das Kind auf dem Weg zur Schule — oft in den Straßengraben oder unter den Schatten von Obstbäumen flüchten. Aufregend waren für mich die großen Bombergeschwader, die vor allem bei Nacht über uns nach Augsburg oder München flogen. Ich lief in unserem Weiler herum, um nachzusehen, ob nirgendwo, vor allem aus den Ställen, ein Lichtschein nach außen fiel.

Während der Zeit in Tiefenbach half ich so gut ich konnte bei der Feldarbeit, beim Einmachen. Meine Tochter hütete im Herbst die Kühe auf der Wiese und ärgerte sich, wenn die Kühe auf die Wiese des Nachbarbauern ausrissen. Im Frühjahr rechte ich das Stroh von den Wiesen, das über den Winter noch von Stallung lag. Es wurde noch einmal für die Streu im Stall verwendet. Auch beim Kartoffelstecken und beim Säen von Salat und Gemüse war ich im Garten vor meinem Ausdinghäuschen und auf den Beeten vom Hof dabei. Was es an Arbeiten auf dem Hof oder im Feld gab, überall war ich dabei, und überall nahm ich die Kinder mit. Damals waren nur ein alter Knecht, ein Pole, die sehr schwächliche alte

Schwester des Bauern, der Bauer selbst und seine Frau auf dem 180 Morgen großen Hof tätig. Man hatte kaum Maschinen. Das Futter für das Vieh wurde täglich, außer im Winter, mit der Sense gemäht. Mitzuhelfen war deshalb eine Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit.

Nach der Invasion im Juli 1944 mußten die „geheimen“ Karten verbrannt werden und mein Mann und seine kleine Truppe wurden zunächst in die Vogesen und später nach Ludwigsburg verlegt, so daß er Weihnachten 1944 kurz bei mir Urlaub machen konnte. Beim Näherrücken der Westtruppen wurden sie schließlich bis zum Reschenpaß verlegt. Dort wurden sie von den eigenen Offizieren entwaffnet, und kurz vor Kriegsende gefangengenommen. Später, Juni 1945, wurde mein Mann mit anderen Kameraden als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter entlassen, und auf Holzvergaser nach Ulm gebracht. Er arbeitete bis zum Abzug der Franzosen aus Stuttgart im August 1945 auf dem Hof, in dessen Ausdug ich gewohnt habe.

Inzwischen war kurz vor Kriegsende die Verteidigungslinie der Stadt Ulm ganz in unsere Nähe gerückt, deutsche Soldaten wurden schließlich auf unserem Hof von Amerikanern gefangengenommen. Zwei mir zufällig bekannten Stuttgarter Landsturmluten gab ich Anzüge meines Mannes, weil sie in Uniform nicht über die Donau kommen konnten, ohne gefangengenommen zu werden. Einen von ihnen gab ich der Besatzungsmacht

als meinen Mann aus. Er war schon älter, und meine Kinder hatten gerade Masern — vor Infektionskrankheiten hatten die Amerikaner einen großen Respekt. Auf diese Weise blieben das Häuschen und ich ungeschoren.

Kurz vor Kriegsende mußte der Hofbauer mit seinem einzigen tüchtigen Pferd, das zweite war blind, SS-Waffen nach Süden fahren. Zur gleichen Zeit blieb der andere Stuttgarter auf dem Hof als Bauer, bis der richtige Bauer glücklich mit Pferd und Wagen wieder zurückkam. Im Weiler Tiefenbach waren während des Krieges drei sogenannte Fremdarbeiter: ein Russe, zwei Polen. Auf einem Einzelhof in der Nähe war ein französischer Kriegsgefangener, der jeden Abend ins Lager nach Holzschwang mußte. Die Fremdarbeiter blieben auf den Höfen, auch bei Nacht. Sie wurden gehalten wie deutsche Knechte. Auf den vier Höfen waren die Hofbauern alle ältere, ruhige Männer, keine „Nazis“, so daß es auch nach der Besatzung zu keinen Übergriffen kam. In Holzschwang gab es bei der Auseinandersetzung mit dem deutschen Militär, das das Dorf verteidigen wollte, wogegen sich einige führende Männer, Gemeinderäte oder Kirchengemeinderäte wehrten, drei Tote und ein brennendes Haus.

Heimkehr

Nachrichten erhielt man in dieser Zeit keine. Briefe gab es auch nicht. Ich wußte nichts von meinen Eltern.

Die Eisenbahn fuhr nur für die Besatzungsmacht. Ende Mai 1945 faßte ich den Entschluß, nach Stuttgart zu fahren, um zu sehen, ob meine Eltern noch lebten, unsere Wohnung, die bisher von Nazis bewohnt wurde, noch existierte. Ich überließ meine Kinder dem Hof, d.h. der Bäuerin und ihrer Schwägerin und wanderte nach Neu-Ulm. Dort bestieg ich einen amerikanischen Güterzug. Ich konnte mich auf irgendeiner Rampe eines Güterwaggons festhalten und fuhr so bis Stuttgart-Untertürkheim, wo der Zug anhielt. Über die zerstörte Neckarbrücke kam ich auf die linke Seite und ging dann über Wangen-Gaisburg, die Landhausstraße entlang zum Haus meiner Eltern, überall an Trümmern, zerstörten und beschädigten Häusern vorbei. Meine Eltern traf ich gesund und wohlbehalten an. Das Haus in dem sie wohnten, war mäßig beschädigt. Auch unsere Wohnung im Westen war bewohnbar, die Einquartierung war offenbar bei Näherrücken der Westmächte nach Süden geflohen.

Meine Eltern rieten mir, so rasch wie möglich mit den Kindern nach Stuttgart zurückzukommen. Ich konnte am gleichen Tag mit einem amerikanischen Güterzug bis Beimerstetten fahren, von dort nahm mich ein Holzvergaser-Lastauto nach Ulm mit. Dann wanderte ich am Abend nach Tiefenbach zurück, packte in der Nacht Kleider, Wäsche und sonst notwendiges in einen Koffer. In einen Sack kamen Kartoffeln und sonstige Lebensmittel (Mehl usw.). Am Mor-

gen fuhr ich auf dem kutschenähnlichen Wagen mit dem blinden Pferd des Hofes nach Neu-Ulm zum Bahnhof. Aufgeladen wurden meine zusammengepackten Lebensmittel, der Koffer und der Sportwagen, in dem meine dreijährige Tochter saß, meine älteste, siebenjährige Tochter und ich. Auf dem Bahnhof in Neu-Ulm warteten wir, bis es uns mit Hilfe eines deutschen Bahnbeamten gelang, auf der Rampe eines Tankwagens unseren Kinderwagen mit Inhalt mit Draht festzubinden. So fuhren wir drei wieder nach Stuttgart-Untertürkheim. Dort übergab ich dem dortigen Bahnvorstand meinen Koffer. Wir drei kamen mit Hilfe von verschiedenen Menschen über die zerstörte Brücke. Es war bereits Sperrstunde, als wir durch Gaisburg und Ostheim fuhren. Die französischen Besatzungssoldaten ließen uns ohne Beanstandung mit dem Kinderwagen fahren, und nur Deutsche, die bei dem warmen Juniwetter spazieren-schauten, schimpften, was uns einfiel, jetzt noch spazierenzufahren. Gerade vor dem Gartentor meiner Eltern brach der Kinderwagen unter der Last von Kartoffeln und den anderen Lebensmitteln zusammen. Aber wir waren glücklich daheim. Am anderen Tag holten wir den Koffer mit dem Handwagen bei dem Bahnvorstand in Untertürkheim ab. Damals war soviel möglich ohne Formulare und Unterschriften. Hilfsbereitschaft war fast eine Selbstverständlichkeit.

Erika Kast, Stuttgart

Für meinen Bruder und mich begann der Krieg wie ein Wunder

Wir hielten ihn für ein Geschenk der Großmutter, denn bei ihr erlebten wir nur Wunderbares.

Wie jedes Jahr waren wir auch im Sommer 1939 bei ihr zu Besuch. Im Haus, verwunschen hinter Efeu, spielten wir König und Königin, fuhren mit dem Leiterwagen, unserer Königs-kutsche, durch den Garten und fütterten unsere Untertanen, die Hühner. Bei Regenwetter durften wir für sie Herzen und Sterne aus Hirsebrei ausstechen. Aufräumen mußten wir nie. Mit einem Rechen schoben wir die Spielsachen abends unter das Bett und reichten sie am Morgen wieder hervor. Der Bäcker hieß Pfannenschwarz und die Metzger Kußmaul und Dürrschnabel. In solch märchenhafter Umgebung konnte „Krieg“ nur eine zauberhafte Überraschung der Großmutter sein.

Und war es nicht wie im Kino? Kaum hatte die Großmutter „Es ist Krieg, packt Eure Sachen, ihr müßt heim!“ gerufen, hielt auch schon eine schwarzlackierte Limousine vor dem Gartentor, fast so schön wie der Leichenwagen, der uns allerdings mit seinen schwarzen Vorhängen und weißen Spitzen noch besser gefiel. Eine aparte Dame und ein eleganter Herr entstiegen ihr ungeduldig, die Großmutter knickte dankbar und aufgeregt, und schon thronten wir im Wagen, hoheitsvoll wie König und Königin.

Erst zu Hause merkten wir, daß vieles nicht stimmte. Der Vater war fort. „Er ist eingezogen worden“, weinte die Mutter, und ich kannte das Wort nicht. Der elegante Herr war ein Vorgesetzter meines Vaters gewesen, der im Heimatdorf meiner Großmutter Urlaub gemacht hatte. Er hatte von uns Kindern gewußt und sich erboten, uns mit nach Hause zu nehmen.

Für ein paar Tage kam Einquartierung ins Haus. Wir Kinder mußten alle sechs mit der Mutter in der Küche schlafen, damit die Soldaten Platz hatten. Es roch nach Pferdestall und kaltem Tabaksqualm. Die Brüder bekamen täglich eine Stunde schulfrei, damit sie dem „Appell“ auf dem Marktplatz zuschauen konnten. Sie durften sogar auch „Essenfassen“ aus der Gulaschkanone. Doch bald zogen die Soldaten weiter, und es kehrte wieder die alte Ruhe ein.

Nur der Vater war fort.

Manchmal vergaß ich es. Dann eilte ich die Treppe hinunter, um ihn wie früher zum Mittagessen abzuholen. Oder ich wollte beim Abendgebet auf seinem Schoß sitzen oder beim Sonntagsspaziergang an seiner Hand gehen. Wenn mir dann einfiel, daß er ja nicht da war, weinte ich. „Heulsuse“ riefen die Brüder, und die Mutter sagte: „Du willst doch nicht dem Vater an der Front das Herz schwermachen, du willst doch nicht,

daß ich ihm schreiben muß, du weinst, während er tapfer für uns kämpft!“

Natürlich wollte ich das nicht. Natürlich sollte der Vater nur Gutes von mir denken, natürlich wollte ich seine liebe, große Tochter sein.

Von da an verschlug es mich in den Krieg. Es war nicht der laute Krieg der Bombennächte und Tiefflieger, des „Endkampfs“ und der Flucht. Es war der stille Krieg, in den es das Gemüt verschlägt, ohne daß es jemand merkt.

Vernünftig und tränenlos fügte ich mich in die geforderte Tapferkeit. Aber ich fühlte mich oft fremd und einsam zwischen Mutter und Brüdern und allem Gewohnten. Nur das Strickkleid, das mir der Vater gekauft und mein rosa Bett, das er selbst für mich angemalt hatte, waren mir Trost und vertraute Zufluchtsstätte.

Dann wurde das Schwesterchen geboren und der Vater durfte in Urlaub kommen. Meine Freude war grenzenlos. Nun würde wieder alles sein wie früher: ich würde auf seinem Schoß sitzen und an seiner Hand gehen.

Aber als er kam, hatte er nur Augen für das Kleine. Nur dieses nahm er auf den Arm und gab ihm all die Kosenamen, die vorher mir gegolten hatten. Wenn ich meine Arme hob, um auf seinen Schoß genommen zu werden, meinte er, dafür wäre ich nun schon zu groß.

Ich konnte das Unerwartete, Unvorstellbare nicht begreifen. Ich ver-

stand nur eins: Im Krieg gab es kein Recht der Tochter auf den Vater. Man mußte groß und tapfer sein, um seine Liebe zu erhalten. Trauer oder gar Eifersucht hatte es nicht zu geben.

Gehorsam übte ich mich im Erwachsensein. Es ging auch viele lange Wochen über gut. Das Schwesterchen war herangewachsen und trug seit langer Zeit schon mein geliebtes Strickkleid. Ich nahm es hin, mir blieb als Trost ja noch mein rosa Bett.

Bis eines Tages die Mutter befahl, in Vaters Bett zu schlafen. Das kleine Schwesterchen wäre zu groß geworden für die Säuglingswiege und müsse umgebettet werden. Verzweifelt sank ich in die unendliche Weite des breiten Bettes und fand weder den Vater, noch Halt, noch Trost.

Am nächsten Tag beschloß ich trotzig, nicht heimzugehen, sondern im Schuppen der benachbarten Fabrik zu übernachten. Der Anblick der Schwester in meinem rosa Bett war mir zu unerträglich. Ich stahl mich kurz vor Feierabend in eine dunkle Ecke hinter der Schuppentür und hier — endlich allein und ungesehen von Gott und Welt — weinte ich all die Wut und Eifersucht heraus, die ich mir bis dahin nicht erlaubt hatte.

Plötzlich stand vor mir ein grauer Mann. Er sprach kein Deutsch, er redete leise und langsam in einer fremden Sprache. Er trocknete meine Tränen mit einem Zipfel seines lumpigen Kittels, reparierte die Schnur, die die Tür aufhalten sollte und die ich in meiner Verzweiflung abgerissen hatte, er führte mich ins Abendlicht hin-

aus und war von einer Freundlichkeit, in die ich voll Vertrauen schlüpfen konnte. An diesem Abend konnte das Bett des Vaters gar nicht groß genug sein für meine Dankbarkeit und all die Träume und Gedanken, die dieser Mann in mir erweckte.

Von da an besuchte ich ihn jeden Tag, ich brachte ihm mein Vesperbrot und meine Milch und erfuhr, daß er aus Polen war und Janosz hieß. Ich begleitete ihn abends zum Sammelplatz vor der Fabrik und wartete mit ihm und anderen Gefangenen, bis sie abgeholt wurden zum Lager vor der Stadt.

Ich zählte nicht die Tage voller Glück. Lang konnte es nicht gewesen sein, dann wurde ich ins Haus gerufen. Die Mutter und die Brüder standen schweigend vor einem Mann in Uniform. Die Mutter sprach mir von Gefahr, die mir von bösen, fremden Männern zugefügt wurde, die Brüder von Verrat am Vater, der Mann von Feindschaft und von Untermenschen. Ich verstand nichts. Doch war mir der Umgang und die Freund-

schaft zu Janosz ab sofort verboten. Verzweifelt suchte ich ihn noch einmal zu sprechen. Er durfte um Himmels willen auf keinen Fall glauben, ich wäre undankbar, ich hätte ihn nicht lieb, ich hätte ihn verlassen und verraten. Doch Janosz war nicht da. Tagelang wartete ich vor dem Schuppen, aber er blieb verschwunden. Wie ich die Kameraden nach ihm fragen wollte, wandten sie sich jäh ab und einer scheuchte mich weg, als wäre ich eine räudige Katze.

Erst nach dem Krieg habe ich erfahren, daß man gefangene Polen erschossen hat, weil sie sich an Kriegsgütern der deutschen Volksgemeinschaft vergriffen und Äpfel oder Brot und Milch von Deutschen angenommen und verzehrt hätten.

Ich habe — erwachsen geworden — versucht, Janosz ausfindig zu machen. Doch niemand konnte sich erinnern, nirgends gab es Unterlagen — und ich wußte ja nicht einmal seinen ganzen Namen. Nur Janosz — und den werde ich nicht vergessen.

Margarete Schultze, Stuttgart

Wie ich meinen Mann aus amerikanischer Gefangenschaft befreite

Ich hatte meinen Mann in Heidelberg als Studienkollegen kennengelernt. Er hatte als Soldat in Rußland ein Bein verloren und ging an Krücken, war aber noch Wehrmachtangehöriger. Als im März 1945 die Alliierten über den Rhein kamen, hielten wir es da-

her für besser, uns nach Stuttgart abzusetzen, wo seine Eltern lebten. Wir packten also unsere Sachen und fanden auch einen Lastwagen, der uns mitnahm. Stuttgart war weitgehend zerstört, doch das Haus in der Hauptstätter Straße, wo die Schwiegereltern

wohnten, war eines der wenigen in der Innenstadt, die noch standen. Bald danach erlebten wir, wie die französischen Panzer die Weinsteige herunterkamen. Mein Mann wurde von den Franzosen gefangengenommen, doch aufgrund seiner Verwundung sofort wieder entlassen. Danach war er viele Wochen zu verschiedenen Nachamputationen im Krankenhaus Bad Cannstatt.

Dann kam der 8. Mai, das offizielle Kriegsende, und bald darauf einigten sich Amerikaner und Franzosen über die Verteilung der Besatzungszonen. In Stuttgart wurde die amerikanische Militärregierung für Nordwürttemberg-Nordbaden errichtet, und da ich in Heidelberg mein Studium abgeschlossen hatte, lag es nahe, mich als Dolmetscherin zu bewerben. Ich kam zur „Food and Agriculture Section“, die im alten Kulissengebäude des Staatstheaters untergebracht war. Die beiden Captains, mit denen ich es zu tun hatte, waren sehr nett und umgänglich. Ich übersetzte und tippte ihre Korrespondenz, und zu auswärtigen Besprechungen mit deutschen Stellen mußte ich mitfahren und dolmetschen.

Nach der Arbeit lief ich jeden Tag vom Staatstheater nach Cannstatt und zurück in die Olgastraße, wo ich ein Zimmer gefunden hatte, denn es fuhren noch keine Straßenbahnen.

Aber als ich eines Abends ins Krankenhaus kam, war mein Mann weg.

Ich erfuhr, daß die Amerikaner ihn trotz seiner frischen Amputationswunden gefangengenommen und nach Göppingen in ein Lager gebracht hatten. Ich war wütend und ratlos.

Doch dann fiel mir etwas ein. Als ich am nächsten Morgen ins Büro kam, machte ich meinem Captain eine bühnenreife Szene. Ich warf mich auf den Boden, heulte und schrie, das sei eine große Gemeinheit, das hätte ich nicht von den Amerikanern gedacht, daß sie einen kranken Mann mit frisch amputiertem Beinstumpf einfach wegschleppten. — Große Betroffenheit bei den netten Herren. Sofort ließen sie ihren Fahrer kommen und beauftragten ihn, mit mir nach Göppingen zu fahren. Vor dem Lager stand eine lange Warteschlange, aber mit meinem Ausweis des Military Government (den ich mir selbst noch schnell getippt hatte) marschierte ich direkt zum diensthabenden Offizier, der nach einem kurzen Blick auf das Papier „o.k.“ sagte und mir erlaubte, meinen Mann zu sehen. Dann fuhr mich der Fahrer zurück nach Stuttgart.

Und am nächsten Abend hörte ich unten auf der Straße unsere Erkennungsmelodie: Ein Männlein steht im Walde ...auf einem Bein.

Er war entlassen!

Elke Kasper, Stuttgart

„Fahnenflüchtig“

Zu Beginn des Jahres 1945 wartete ich in meiner Heimatstadt Breslau auf die Einberufung zur Wehrmacht. Ich war gerade 17 Jahre alt geworden und war aus einem „Wehrtüchtigungslager“ gekommen, nachdem ich davor eineinhalb Jahre als Flakhelfer gedient hatte. Wir sahen die Zukunft nicht sehr rosig, konnten uns aber nicht vorstellen, daß es so kommen würde, wie es dann tatsächlich kam.

Immer noch hoffte man ja auf eine Wende des Krieges zugunsten der Deutschen. Immerhin waren ja die ersten Düsenjäger der Welt gerade in den Einsatz gekommen und der Einsatz weiterer Wunderwaffen, wie die V1 und V2 schien nur noch eine Frage weniger Wochen zu sein. Bis dahin galt es zu überleben, so dachten wir. Doch dann brach der Sturm der Roten Armee los, die bis Mitte Januar monatelang an der polnischen Ostgrenze verharret hatte, auch den Warschauer Aufstand bekanntlich untätig hatte geschehen lassen. Mitte Januar wurde Breslau mit seinen über 700 000 Einwohnern zur Festung erklärt und jedem männlichen Einwohner zwischen 16 und 60 befohlen, sich zur Verteidigung zu melden. Frauen und Kinder sollten sich außerhalb der Stadt an Orten treffen, von denen aus dann Transporte in den Westen organisiert werden sollten. Es waren kalte Wintertage mit Temperaturen um die 20 Grad minus. Die meisten der Frauen, die mit

den Kinderwagen zu Fuß unterwegs waren, erreichten ihr Ziel nicht und sind erfroren. Ich kam mit einem der letzten Züge am 24. Januar aus Breslau heraus, weil ich einen Marschbefehl zu meiner Truppe nach Berlin bekommen hatte. Im überfüllten Zug, auf den man tagelang gewartet hatte, fand ich nur einen Platz im Bremserhäuschen eines Güterwagens.

In Berlin angekommen fand ich Unterkunft bei Freunden meiner Mutter und dachte gar nicht daran, mich bei der Truppe zu melden. Vielmehr schaute ich mir die Stadt an, besuchte die UFA-Filmateliers in Babelsberg, die zu diesem Zeitpunkt gerade geräumt wurden und erlebte am 3. Februar den bis dahin schwersten Lufttagesangriff als Passant in der City. Ich rannte in einen U-Bahnhof, als die ersten Bomben detonierten. Dort gab es bald größtes Chaos, weil die Menschenmassen im U-Bahnschacht plötzlich von Wasser überflutet wurden, das aus geborstenen Leitungen und Rohren eindrang und für unzählige Menschen keine Überlebenschance ließ. Ich war unter denen, denen die Flucht über die Treppen auf die Straße gelang, und ich rettete mich in eines der nahestehenden Häuser in den Luftschutzkeller. Es war das Theater am Schiffbauerdamm.

Von diesem Zeitpunkt an war es mir klar, daß, wenn es den Alliierten möglich war am helllichten Tag die Reichshauptstadt ohne nennenswerte

Gegenwehr so zu zerstören, wir keine Aussicht auf eine Wende im Kriegsgeschehen zugunsten der Deutschen mehr hatten. Von da an wurde ich „fahnenflüchtig“, das heißt, ich versuchte mich nach Westen abzusetzen. Dies geschah zunächst in einem Eisenbahnzug, der Berlin verließ und in Dresden endete. Dort traf ich zwei Freunde aus Breslau, die auf demselben Trip waren wie ich.

In Dresden waren hunderttausende von Flüchtlingen aus Schlesien auf der Flucht vor der Roten Armee mit ihren organisierten Greuelthaten als Zwischenstation gelandet. Es waren relativ ruhige Tage bis zu den vernichtenden Bombenangriffen in der Nacht vom 13. zum 14. Februar, kurioserweise Faschnachtsdienstag auf Aschermittwoch. Mit weit über 200000 Toten wurde diese Nacht zu dem schrecklichsten Ereignis des Krieges, was die Zivilbevölkerung betraf. Wie durch ein Wunder überlebten wir drei, wenn auch aus eingestürzten und brennenden Häusern, zeitweilig verschüttet und mit einigen Blessuren. Wir schlossen uns den großen Flüchtlingstrecks weiter nach Westen an und landeten schließlich im oberbayerischen Bad Tölz. Das Gebäude der Nazi-Kreisleitung war zum Flüchtlingslager umfunktioniert worden. Die Härscher des gefürchteten „SD“, die sogenannten Kettenhunde, erwischten uns im März, als wir von Bad Tölz aus weiter in Richtung Schweiz aufbrechen wollten. Ein belgischer SS-Mann, der vorgeblich mit uns fliehen wollte, hatte uns

verraten, und so kamen wir in Gestapohaft ins Gefängnis an der Brienerstraße in München. Verhöre, überfüllte Gefängniszellen, Hunger, Luftangriffe, bei denen man gruppenweise an den Händen aneinander gefesselt in die Keller getrieben wurde. Jeden Tag wurden Transporte ins gefürchtete KZ Dachau zusammengestellt. Wir waren sehr glücklich, daß wir nach drei Wochen entlassen wurden, mit der Maßgabe, uns umgehend bei der in Bad Tölz beheimateten SS-Junkerschule zu melden.

Zu zweit gingen wir tatsächlich nach Bad Tölz zurück, der dritte setzte sich in eine andere Richtung ab.

Wir selbst tauchten im täglich ansteigenden Flüchtlingsstrom unter und blieben so weiter fahnenflüchtig, worauf ja die Todesstrafe stand. Endlich war es soweit, am 1. Mai rückten die Amerikaner in Bad Tölz ein, beinahe gleichzeitig mit einem schier endlosen Zug von KZ-Häftlingen des KZs Dachau, die nun befreit waren. Sie beherrschten in den folgenden Tagen das Stadtbild. Die Geschäfte und zahlreiche Häuser, sofern sie nicht verbarrikadiert waren, wurden von den ausgehungerten Menschen geplündert. Es gab praktisch nichts zu essen.

Auch in unserer Flüchtlingsunterkunft hungerten wir zusammen mit den Frauen und Kindern. Mein Freund und ich machten uns täglich auf, um etwas zu besorgen. Häuser von hochgestellten Nazis waren verlassen und dienten als bevorzugte Ob-

jekte, sich mit Gegenständen des täglichen Bedarfs zu versorgen. Einmal entführten wir auch eine ganze Tonne Kunsthonig aus einer noch für die SS bestimmten Lieferung und konnten damit unser ganzes Flüchtlingslager einige Tage gut versorgen. Die Amerikaner, die sehr rasch eine Militärgerichtsbarkeit gebildet hatten, griffen stark durch und so wurden wir bei unseren Streifzügen durch die versteckten Proviantbestände das eine und andere Mal erwischt und schließlich, ohne Gerichtsverhandlung, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Diese habe ich, ohne jede Bewährung bis auf den letzten Tag absitzen müssen, über die Weih-

nachtsfeiertage hinaus bis zum 7. Januar 1946. Erst dann konnte ich mich nach meiner Mutter umsehen, die an den Rollstuhl gefesselt die Vertreibung aus Schlesien ausgerechnet im österreichischen Braunau, Hitlers Geburtsort, überstanden hatte. Mein Vater war schon 1942 gefallen und mein Bruder in englischer Gefangenschaft. Irgendwann hatten wir einmal verabredet, wenn alles schief geht mit unserer Heimat in Ostdeutschland, dann sammeln wir uns in Stuttgart, der Heimat meiner Großmutter, wo auch noch einige Verwandte lebten. So geschah es.

Manfred Wende, Stuttgart

„Halabla“

Ich bin Jahrgang 1932 und in der Universitätsstadt Tübingen aufgewachsen.

Wie war ich stolz, zu den Jungmädeln zu kommen! Schwarzer Rock, weiße Bluse, der Knoten und die Kletterweste, das war eindrucksvoll, und so viele Kinder, die man kennenlernte, neue Spiele, Sport, Lieder. Ja, die Lieder, — ich war in der Spielschar, und nicht lange, da ödeten mich diese Lieder an, das Horst-Wessel-Lied, „es zittern die morschen Knochen“..., immer und immer wieder. Es war nicht mehr schön, es war eine lästige Pflicht, teilzunehmen. Ich bemühte mich, im Radio eine Hitlerrede zu verstehen, etwa 1942. Zuerst beeindruckte mich die heftige und

pathetische Rede, aber schon die nächste Rede einige Wochen später ging mir auf die Nerven wegen der ewig wiederkehrenden Schlagworte und der schreienden Art. Bei Goebbels empfand ich das gleiche, und so betrachtete ich den Nationalsozialismus mit immer größerem Mißtrauen. Zudem hatte ich ein beklommenes Gefühl, da meine Eltern sich über das ganze Thema ausschwiegen, obwohl man mit ihnen sonst über vieles reden konnte. Ich merkte, daß Gefahr drohte und war auch vorsichtig. In der Schule mußten sich Lehrer und Schüler mit erhobenem Arm und „Heil Hitler“ grüßen. Manche Lehrer hoben die Hand so nachlässig, daß es aussah, als wollten sie resigniert

abwinken. So verlockte es mich denn doch, den Hitlergruß etwas abzuwandeln, indem ich mit ähnlicher Nachlässigkeit „Halabla“ sagte, es fiel Gott sei Dank gar nicht auf.

Eigenartig empfand ich Parteiversammlungen. Normale Nachbarn stolzierten plötzlich in Uniform als „Goldfasanen“ herum in ungeheuer wichtiger Pose, wenn sie sich vor der Universität sammelten.

Juden waren für mich eine ziemlich unbekannte Größe. Als 1939 ganz in unserer Nähe die Synagoge abbrannte, wußte ich gar nicht richtig, was das war. Für uns Kinder war anschließend das geräumte Grundstück ein herrlicher Spielplatz. Manchmal hörte ich meine Eltern erwähnen, dieser oder jene sähen ein bißchen jüdisch aus, und als sie mir das erklären sollten, sagten sie: „Nun ja, die Nase, der Schnitt der Augen...“. Ich konnte mir darunter gar nichts vorstellen. Einen einzigen Mann mit Judensterne sah ich in unserer Nachbarschaft, natürlich sah er traurig und bedrückt aus, aber ich wußte nicht genau warum. Erst in der heutigen Zeit habe ich in einem historischen Buch seine Spur wieder entdeckt. Er muß auch Frau und Tochter gehabt haben, die sich aber wohl nicht mehr auf die Straße trauten. Die Familie wurde nach Theresienstadt deportiert und kam dort nach 2 Jahren elend um.

Tübingen war Lazarettstadt, und man sah viele verwundete Soldaten auf der Straße, viele auch mit Hautwülsten im Gesicht als Transplanta-

tionshilfe, und natürlich alle mit vielen Orden. Lange wurden wir von Bomben verschont, aber dann fielen doch einige. Ich zog mich zur Nacht nur hoch halb aus, damit ich bei Alarm schnell in den Keller kam. Einmal sah ich eine Schar von Vögeln am Himmel, nein, es waren Jagdbomber...oh nein!, das waren ja fallende Bomben! Ich sauste in den Keller, und schon bebte und wackelte der Boden, das Licht ging aus, und dann erst hörte man die Detonationen. Nach dem Angriff die trübe, beißende Luft; die Suche nach Granatsplittern. Es hatte die Kasernen in der Nähe getroffen. Wir machten das Beste daraus und gruben Kommissbrot aus den Trümmern der Militärbäckerei aus, um es zu trocknen für hungrige Zeiten.

Mein Vater war gesundheitlich sehr labil und konnte deshalb nicht eingezogen werden. Aber kurz vor Kriegsende haben sie ihn doch noch zum Volkssturm geholt. Es klingelte morgens um 6 Uhr, er sollte zum Treffpunkt kommen, bekam dort eine mistfarbene Schiffchenmütze und ein Gewehr mit einer Schnur anstatt Riemen, dann ging es auf einen Lastwagen — und weg war er. — Es war ein schreckliches und banges Warten. Wir hörten 3 Tage lang nichts, dann stand er wieder vor der Tür, unverehrt, und wir waren sehr glücklich. Er hatte bei Rotweil Schützengräben ausheben müssen.

Die Besetzung durch die Franzosen empfand ich als Erlösung (Tübingen hatte sich Gott sei Dank kampfflos er-

geben). Endlich war die Nazigefahr, über die keiner zu reden wagte, vorbei und der Krieg war aus. Ich sah 22 Mäntel die Steinlach herunterschweben, gutes Tuch, das keiner mehr haben wollte. Nun nahm der Hunger zu, der mich schon im letzten Kriegsjahr geplagt hatte. Schlimm waren für mich Bauern, die im Zug ein dickes Speckvesper auspackten und aßen. Wir hatten leider keinen Garten und auch kein Vitamin B (= Beziehungen).

Nun kam auch endlich die Wahrheit über die Konzentrationslager heraus, die Franzosen verteilten Flugblätter an die Bevölkerung mit schrecklichen Fotos der Leichenberge und der skelettmageren Überlebenden. Wir waren schockiert. In der Familie und mit Freunden sprachen wir ziemlich viel darüber, aber mit Nachbarn doch weniger. Viele Menschen hatten wohl gedacht, die KZs wären nur Arbeitslager, hart aber ohne Mißhandlungen. Andererseits war eine wachsende Angst vor Polizei und Gestapo zu spüren gewesen. Zu der Zeit erzählte mir mein Vater, daß er 1933 der NSDAP als Anwärter beigetreten wäre, aber 1935 wieder ausgetreten sei mit der Begründung, er wäre mit den Richtlinien der Partei nicht einverstanden. Er war Kunstmaler und verlor dadurch Aufträge und verdiente nichts mehr, und seine Angst vor der Gestapo wuchs von Jahr zu Jahr. Aber von den Schrecken der KZs hatte er nichts geußt.

Die vordersten Truppen der Franzosen waren Marokkaner, die viele

Frauen vergewaltigten. Wir hatten davon gehört, und die Frauen vom Haus versteckten sich immer auf dem flachen Zinkdach, wenn Franzosen kamen, um Sachen zu requirieren. Mein Vater hat die Besatzer dann in der Wohnung empfangen und so souverän und kühl wie möglich behandelt. Ich habe ihn dafür sehr bewundert, denn ich wußte, wie fantasievoll und ängstlich er eigentlich war. Das Opernglas und den Fotoapparat büßten wir ein, unser schönes Sofa wurde uns gelassen, weil unsere Katze an der unteren Seite alles zerkratzt hatte, um ihre Krallen zu schärfen. — Auch die Katze hungerte, und als wir einmal eine Tüte Hefeflocken aufgetrieben hatten, hatte sie bald heimlich den ganzen Kopf gierig in die Tüte gesteckt und tauchte daraus erst nach einer Weile wieder auf, die Schnurrhaare voll mit Flocken bedeckt und schaute uns mit großen Augen zufrieden an.

Zu dieser Zeit begegneten wir auf der Straße auch zwei Zigeunerjungen, die ich vom Sehen her kannte. Der Jüngere rief mir etwas Freches nach, aber das machte mir gar nichts, denn ich war nur selig, daß diese beiden wenigstens davongekommen waren. Aber deren Vater, Mutter, Schwester, Großvater habe ich nie wieder gesehen.

Kultur fand wieder statt! Wie lange hatte man das entbehrt. Wir liefen in jedes Konzert, in jeden Vortrag, und Tübingen war mit die erste Stadt, wo wieder Theater gespielt wurde mit damals berühmten Schauspielern

wie Theodor Loos und Erika von Tellmann. Aber auch dort hatte der Krieg noch seine Spuren hinterlassen. Ein junger Schauspieler z.B., der als Romeo feurig auf der Bühne stand, schleppte sich hinterher mühsam in die Garderobe, da er sich an der Ostfront die Füße erfroren hatte. Aber das kulturelle Leben sprudelte überall hervor, aus nichts wurde etwas geschaffen, herrliche Theaterkostüme aus Sackrupfen und billiger

Farbe, einfache, aber wirkungsvolle Bühnenbilder. Eine Sensation waren Zeitungen und Illustrierte, die aus dem Ausland berichteten, von dem man so lange abgeriegelt war, die Bilder von Picasso und anderen Malern zeigten; internationale Filme konnte man wieder sehen.

Endlich konnten wir über die Grenzen hinausschauen, und wir waren wieder ein Teil der übrigen Welt.

Claudia Biese, Stuttgart

Ich nannte ihn „Menschenschinder“

Ich habe den Zusammenbruch 1945 in englischer Gefangenschaft erlebt und vom Elend in Deutschland nur über Briefe eines Onkels in der Schweiz erfahren. So z.B., daß ein zweiter Bruder gefallen und meine Mutter gestorben war, weil die französische Besatzungsmacht es meinen Schwestern verwehrte, einen Arzt aus einem benachbarten Ort zu holen. Im eigenen Dorf gab es keinen Arzt. Niemand durfte das Dorf verlassen und ein Telefon funktionierte nicht. Vom Tod meines ersten Bruders wußte ich schon, bevor ich selbst Soldat wurde. Er fiel schon 1941 in Rußland.

Da ich bei Daimler-Benz, also in der Rüstungsindustrie, arbeitete, war ich ja U.K. (unabkömmlich vom Betrieb) gestellt. Daß ich dennoch Soldat wurde, hatte folgenden Grund:

1942 wurde ich von Untertürkheim nach Genshagen/Berlin versetzt und arbeitete als Einrichter in der Abteilung Nockenwellen-Schleiferei für Flugzeugmotoren. In den ersten Mo-

naten 1943 arbeiteten wir 12 Stunden im Schichtbetrieb. Wir hatten schon mindestens 60 % Zwangsarbeiter, darunter sehr viele Russenmädels. Einmal in der Nachtschicht hatte ich die Aufsicht.

Wir hatten von 24.00—1.00 Uhr Pause. Eines der Russenmädels saß 3 Minuten von 24.00 Uhr an ihrem Werkzeugschrank und schlief. Zu spät sah ich den Nachtschichtingenieur, der seine Runde ging und das Mädels an ihrem Schrank sah. Er zerrte sie an den Haaren hoch und schlug ihr ein paarmal ins Gesicht. Ich ging hin und nannte ihn einen „Menschenschinder“ und noch anderes. Als ich am anderen Abend ins Werk kam, mußte ich zum Betriebsleiter kommen, der wissen wollte, was vorgefallen war. Er teilte mir mit, daß ich anderntags um 9.00 Uhr bei der Direktion zu sein hätte. Da war ich dann auch, ebenso der betreffende Nachtschichtingenieur Maier. Direktor Künkele forderte mich auf,

mich bei Maier für die „Beleidigungen“ zu entschuldigen, was ich, nach etlichen Bemerkungen, dann auch tat. Wir mußten uns die Hand geben und dann konnte ich gehen, während Maier noch blieb.

3 Tage später hatte ich den Stellungsbefehl, wurde ohne Musterung oder ärztliche Untersuchung zur Infanterie eingezogen und war 3 Wochen später in Rußland im Partisaneneinsatz in Sarni am Südrand der Rokitnosümpfe. Wir hatten Riesenverluste. Ich hatte das Glück, Ende 1943 mit einem Vorkommando, das die Neuaufstellung des Regiments vorbereiten sollte, nach Mielek in Polen zu kommen. Von den zurückgebliebenen Kameraden kam nicht einer zurück. Sie kamen alle beim großen Partisanendurchbruch im Südbahn schnitt ums Leben.

Von Polen kamen wir an die Front nach Frankreich, wo ich mit vielen anderen auf dem Rückzug von der

Halbinsel Cherbourg beim Durchbruch eines Kessels am 20.8.44 in englische Gefangenschaft geriet. Am 18.10.44 wurden wir in Landungsbooten nach England verschifft, wo ich dann in verschiedenen Lagern bis Juli 1947 in Gefangenschaft war. Erst dann konnte ich das grausame Elend in Deutschland erkennen und merkte, daß alles viel, viel schlimmer war, als wir uns das in englischer Gefangenschaft ausmalen konnten.

Mein Vater wurde 1933 — da er nicht PG (NS-Parteigenosse) war — von der SA geholt und mußte beim Setzen der sog. „Hitlerlinde“ helfen. 1945, nach dem Zusammenbruch, wurde er von den Franzosen unter Schlägen abgeholt und mußte den Baum wieder ausgraben. Er wurde von einem PG bei den Franzosen denunziert.

Dies geschah in Deggenhausen, einer Ortschaft in der Nähe des Bodensees.

Konrad Moog, Stuttgart

„Für uns war wohl alles schiefgelaufen“

Im Jahr 1945, welches das letzte Kriegsjahr werden sollte, war ich 15 Jahre alt. Wie die meisten meiner Altersgruppe war ich, beeinflusst durch meine Umgebung und die ständige Propaganda, noch im Frühjahr 1945 vom „Endsieg“ überzeugt. Wir hatten damals keine anderen Informationsquellen. Es war sehr gefährlich, Feindpropaganda zu hören oder gar zu verbreiten. Als Schüler an einer technischen Vorschule der Luftwaffe wurde ich, wie es damals selbstverständlich war, im Sinne der damaligen Machthaber ausgebildet und erzogen.

In der Schule in Augsburg wurden bereits die Koffer zu einer Evakuierung in die damalige Ostmark (Österreich) gepackt, weil im Westen die Front immer näher rückte. Die amerikanischen Truppen hatten bei Remagen den Rhein überquert und die Russen Königsberg eingenommen. Französische Truppen kämpften bereits auf Reichsgebiet bei Karlsruhe. Unsere Führungskräfte erklärten uns, daß in den österreichischen Alpen weiterhin Flugzeuge und V-Waffen produziert würden und wir dort als angehende Flugzeugbauer benötigt würden. Wie uns gesagt wurde, sollte von dort aus — nach Aufstellung neuer Divisionen — der letzte Gegenstoß erfolgen. Die Alliierten würden dadurch endgültig besiegt! Während unserer vormilitärischen Ausbildung hatten wir den Umgang mit leichten Waffen gelernt und ge-

übt. Wir wurden mit Infanteriewaffen ausgerüstet, was uns einigermaßen verblüffte, denn wir waren ja keine regulären Soldaten. Eines Tages, es war so um den 10. April, erhielten wir etwas Geld, Lebensmittelmarken und den Marschbefehl nach Zell am See. Wir sollten in kleinen Gruppen die Reichsbahn benutzen. Das war natürlich alles sehr interessant und hörte sich abenteuerlich an. Mit großer Begeisterung traten wir die Reise an. Wir waren drei Freunde, alle aus Pforzheim. Nachmittags bestiegen wir in Augsburg den Zug nach München. Die erste Verzögerung gab es durch einen Fliegeralarm, der uns erst wieder einmal in den Luftschutzkeller trieb. Nach der Entwarnung war es bereits dunkel, der Zug fuhr mit erheblicher Verspätung ab, aber das war normal. Wir sind nicht sehr weit gekommen, bis zur Ortschaft Nannhofen, die in der Nähe von Fürstenfeldbruck liegt. Ein überraschender, nächtlicher Fliegerangriff brachte den Zug zum Halten. Es fielen einige kleinere Bomben, Maschinenwaffen ratterten und die Lokomotive ließ mit schrillum Geräusch Dampf ab. Ein wahres Inferno war losgebrochen.

Wir haben in Augsburg manchen Fliegerangriff erlebt; aber keinen so hautnah. Als alles vorbei war, erfuhren wir, daß der Angriff Menschenleben gefordert hatte und die Lok so beschädigt war, daß eine Weiterfahrt nicht möglich sei. Querfeldein gingen wir zu einem nahen Bauern-

<p>Gut aufbewahren! Verfälschen, Kopieren und Mästen werden nicht erfocht.</p> <p>Stadt Worms</p> <p>Sonder-Zuweisung an Hülsenfrüchtchen</p> <p>für die aus der Gefangenschaft heimgekehrten Krieger- und Zivil-Gefangenen.</p> <p>Erdtlich gegen Fälschung der Bezugsmarken in den Filialen von C. Brannmorff und des Bezirks-Konsumvereins.</p> <p>Name:</p> <p>Wohnung:</p>	
<p>1</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>	<p>6</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>
<p>2</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>	<p>3</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>
<p>4</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>	<p>5</p> <p>Stadt Worms Bezugsmarke für 250 Gramm Hülsenfrüchtchen Nur gültig in der Woche Die Wochennummer ist auf den Druckfaktoren aufgedruckt.</p>

Mit freundlicher Genehmigung der ASS Mannheim

hof, wo wir Unterschlupf fanden. Frühmorgens bekamen wir sogar noch ein kräftiges Frühstück von den Bauersleuten.

Wir machten uns auf den Weg nach Fürstenfeldbruck, in der Hoffnung, dort am ehesten ein Transportmittel nach München zu finden. Zu diesem Zeitpunkt hätten wir uns verstecken müssen. Da wir keine vereidigten Soldaten waren, wäre uns wahrscheinlich nichts passiert, wenn man uns entdeckt hätte. Vielleicht hätte man uns noch zum Volkssturm verpflichtet. Wir meldeten uns bei der Standortverwaltung in Fürstenfeldbruck, erhielten Geld und Lebensmittelmarken und durften aufgrund unseres Marschbefehls ein Militärfahrzeug nach München benutzen.

In der Ostmark

Am nächsten Morgen konnten wir die geplante Weiterfahrt nach Zell am See antreten. Noch hatte unsere Überzeugung nicht gelitten und wir waren gespannt, wie es weitergeht. Alle waren noch immer der Meinung, daß wir für den „Endsieg“ unheimlich wichtig waren und deshalb unser Marschziel erreichen mußten. Durch die ständige Bedrohung aus der Luft wurde die Fahrt oft unterbrochen und in Kitzbühel war wieder einmal Endstation. Dort wieder die übliche Prozedur. Übernachtung in dem Heizungskeller eines Lazarett. Die Welt war in Ordnung und wir guter Dinge. Am nächsten Tag konnten wir, teils per Anhalter, teils mit der Bahn, weiterfahren über Saalfelden nach Maishofen in der Nähe des Zeller

Sees. Wir meldeten uns in Saalbach, unserem vorgegebenen Marschziel. Unser Ausbilder aus der Schule teilte uns mit, daß der Schulbetrieb nicht weitergeführt werden könne, er müsse uns entlassen, weil die Schule aufgelöst würde. Wir erhielten unsere regulären Entlassungspapiere aus dem Dienst der Luftwaffe.

Unser bisher geordnetes Weltbild hatte auf einmal einen Knacks bekommen, denn nun sah es gar nicht mehr nach „Endsieg“ aus. Man konnte uns nicht mehr brauchen! Noch am gleichen Tag wollten wir unser neues Ziel Innsbruck baldmöglichst erreichen.

Es war ein herrlicher Tag, die Berge ringsherum waren noch völlig mit Schnee bedeckt und wir wären am besten dageblieben; aber es sollte anders kommen.

Ein großer LKW der Flak nahm uns talwärts mit in Richtung Maishofen. Am Himmel war kein Flugzeug zu sehen, die Welt war schön und friedlich. Kurz vor dem Ort tauchte plötzlich eine Militärkontrolle auf. Man forderte uns und den Fahrer auf, die Soldbücher vorzuzeigen. Wir hatten keine, nur die Entlassungspapiere der letzten Dienststelle. Nach kurzem Studium durch einen Scharführer der Waffen-SS wurden wir darüber belehrt, daß wir erstens dienstpflichtige Jahrgänge wären, und zweitens unsere Entlassungspapiere wertlos seien.

Zur Waffen-SS verpflichtet

Wir wurden an Ort und Stelle dazu verpflichtet, unseren Dienst in der

Division „Hitlerjugend“ der Waffen-SS anzutreten. Unserem Fahrer geschah dasselbe, er wurde samt Fahrzeug „requiriert“. Jetzt waren wir doch sehr betroffen.

Unser bisheriges „Abenteuer“ schien ab jetzt anders zu verlaufen als wir dachten. Die Stimmungslage war bedrückend. Es herrschte betretenes Schweigen zur Kriegslage; die Ungewißheit über unseren zukünftigen Einsatz beschäftigte uns mehr und mehr. Spätestens zu diesem Zeitpunkt merkten wir, daß sich eine Katastrophe anbahnte und der Krieg sich dem Ende näherte. Vom vorher ständig propagierten „Endsieg“ war nicht mehr die Rede. Die älteren und erfahrenen Soldaten klärten uns auf, so gut es ging, wir wurden „konfirmiert“ und mit Dingen konfrontiert, von denen wir vorher nie gehört hatten. Die Tatsachen erfuhren wir erst viel später.

Einige Tage waren wir damit beschäftigt, in der Umgebung des Zeller Sees die Fahrzeuge mit Bekleidung, Verpflegung, Waffen und Munition zu beladen. Keiner hatte eine Ahnung, wohin wir fahren würden. Wir wußten aber, daß die Kämpfe um Wien, an denen unsere Division beteiligt war, längst beendet waren. Die Rote Armee war schon bereits durchgebrochen. Unser vorgesehene Ziel war bei St. Pölten, wo noch heftig gekämpft wurde. Am 21. April machten wir uns quer durchs Gebirge auf den Weg nach Osten. Ständig begleitet von Tieffliegern, die plötzlich aus den Tälern auftauchten, fuh-

ren wir in langsamem Tempo unsere Strecke. Als Luftraumbeobachter war ich damit beschäftigt, aufmerksam nach Flugzeugen Ausschau zu halten.

Jeder weitere Tag brachte Überraschungen und Enttäuschungen, über den Verlauf der Kampfhandlungen erfuhren wir nichts. Wir interessierten uns auch nicht mehr dafür. Einmal wurden wir mit dem „Führerbefehl“ konfrontiert, der jedem Truppenführer, ja sogar jedem Soldaten, bei Verstößen gegen diesen Befehl absolute Vollmachten einräumte.

Aus unserer Euphorie wird Trotz

Mit uns Jungen passierte etwas Merkwürdiges: Unsere ursprüngliche Euphorie und unser Siegesglaube wichen einer eher skeptischen Trotzreaktion, vermischt mit einem ganz persönlichen, vielleicht sogar egoistischem Durchhaltewillen. Jeder kümmerte sich nun hauptsächlich um sein eigenes Wohlergehen. Das war für uns sehr wichtig, denn es machte uns wachsam und vorsichtig. Eine besondere Situation blieb in meiner Erinnerung.

Wir übernachteten in einem Dorf in der Gegend von Liezen und hatten dort einen feuchtföhlichen Abend mit Teilnehmern eines dort angesiedelten Wehrrtüchtigungslagers. Die Stimmung war gut und freundlich. Wir mußten in üblicher Weise unsere Fahrzeuge bewachen. Es gab keine besonderen Vorkommnisse, von denen irgendeiner etwas bemerkt hatte.

Trotzdem fehlten am nächsten Morgen einige Handfeuerwaffen aus den Offiziersfahrzeugen. Bei einem anschließenden Appell wurde noch mehr fehlendes Material registriert. Allen Wachhabenden der Nacht wurde mit Kriegsgericht gedroht. Die in der Zwischenzeit offenkundige Feindseligkeit der ortsansässigen Bevölkerung und die Tatsache, daß unsere Vorgesetzten nachts getrunken hatten, verhinderte die sofortige Einberufung eines Kriegsgerichtes. Je weiter wir uns der Front näherten, desto mehr Menschen begegneten uns unfreundlich oder gar feindlich. Sie sahen in uns die Verlierer und hatten Angst, daß es bei ihnen noch zu Kriegshandlungen kommt.

Anfang Mai überquerten wir mit einer Fähre die Donau, nachdem der vorgesehene Einsatz bei St. Pölten aufgrund unseres verspäteten Eintreffens nicht mehr möglich war. Die Alliierten von beiden Seiten waren schneller. Mit uns zogen große Flüchtlingstrecks, die den nachrückenden Russen entkommen wollten. Ringsherum schien tiefer Frieden zu herrschen. Wir sahen keine Flugzeuge am Himmel und hörten weder Artillerie- noch Gewehrfeuer. Nach einigen Tagen ohne besondere Aktivitäten, bemerkten wir die Nervosität der Offiziere. Papiere, SS-Uniformen und braune HJ-Uniformen wurden verbrannt, Abzeichen und Orden vergraben. Die SS-Insignien an den Uniformen wurden abgetrennt. Von der wahrscheinlich bereits erfolgten Kapitulation wurden wir nicht

unterrichtet. Eines Morgens wurde einer meiner Freunde beauftragt, zu erkunden, wie die amerikanische Demarkationslinie verlief und ob die Amerikaner Gefangene machen. Er fuhr mit dem Fahrrad weg und wurde nicht wieder gesehen. Ich weiß, daß er gesund nach Hause gelangte. Viele der bisherigen Kameraden hatten sich einfach abgesetzt und sind auf eigene Faust weitergezogen.

Bei den Amerikanern

Am 11. Mai 1945 gelangten wir an die amerikanische Demarkationslinie, wo uns ein freundlicher schwarzer Amerikaner zu verstehen gab, daß wir uns entwaffnen lassen müssen.

Wir betraten dann amerikanisch besetztes Gebiet. Nun waren wir doch froh, unbeschädigt aus dem Kriegsgeschehen herausgekommen zu sein. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir keine Ahnung, was in der Zwischenzeit im Reich passiert war und wer jetzt die Führung hatte. Die amerikanischen Kampfgruppen ließen uns mit der ständigen Aufforderung „go home“ passieren und behelligten uns nicht. Am 13. Mai 1945 stoppte uns ein amerikanisches Kommando in einem Jeep und forderte uns dazu auf, einen nachfolgenden LKW zu besteigen. Wir beiden „Übriggebliebenen“ wurden wieder einmal „einkasiiert“. Man beförderte uns zu einer Wiese nahe Untergriesbach bei Passau. Nach einer Befragung zu den Personalien und zur militärischen Vergangenheit wurden Entlassungs-

papiere ausgefüllt, wobei sogar schon eine Entnazifizierung eingeleitet wurde. In diesen Papieren waren auch unsere Heimatanschriften eingetragen. Die Tage gingen dahin, wir wurden täglich mit baldiger Entlassung getröstet. Die Bewachung des offenen Lagers war nicht besonders streng. Wir konnten uns soweit bewegen, daß wir sogar bei umliegenden Bauerngehöften ein paar Lebensmittel eintauschen konnten. An einigen Tagen konnten wir uns an einem nahegelegenen Weiher waschen, zum Baden war es zu kalt. In Erdlöchern, wenig geschützt durch noch vorhandene Zeltplanen, verbrachten wir frierend, hungrig und durstig die folgenden Tage. Von den Amerikanern wurden wir kaum gepflegt. Die hygienischen Bedingungen in dem Lager waren katastrophal. Wir begannen endlich zu begreifen, daß sich alle unsere Illusionen in Nichts aufgelöst hatten.

Richtung Osten

An einem schönen Maimorgen, der wohl von keinem der Mitgefangenen vergessen wurde, waren Panzer um das Gelände herum aufgefahren. Wir waren unter Bewachung gestellt und jedem wurde erst jetzt bewußt, daß wir Kriegsgefangene waren. Nun begann eine lange Reise, die für mich erst nach viereinhalb Jahren ihren Abschluß fand. Wir wurden erneut registriert, auf LKWs verfrachtet und in Marsch gesetzt. Zwischen zwei LKWs fuhr immer ein Jeep mit aufmontiertem Maschinengewehr.

Die allgemeine Fahrtrichtung war Ost. Sehr schnell wurde allen klar, daß dieser Weg nicht nach Hause führt. Tschechische Ortsnamen waren zu lesen und ließen ahnen, daß die Auslieferung an die Russen bevorstand. Ich denke heute, daß dieses Vorgehen zwischen den Alliierten so abgesprochen war. Am Tag der Kapitulation befanden wir uns auf russisch besetzten Gebiet und hätten uns dort nach geltendem Kriegsrecht in Gefangenschaft begeben müssen.

Bei (Tschechisch) Budweis, noch vor den Toren der Stadt, wurden wir auf einer frischgemähten Wiese ausgeladen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die LKWs kehrten um und fuhren weg. Ein paar bewaffnete amerikanische GIs mit ihren Jeeps standen herum. Amerikanische Offiziere verhandelten in einiger Entfernung von uns mit anderen Uniformierten. Durch die Reihen ging die Parole, daß es sich dabei um Russen handelt. In den angrenzenden Getreidefeldern tauchten erdbraune Gestalten auf, die sich rasch näherten. Es waren Soldaten der Roten Armee, die uns in Empfang nehmen sollten. Nach einer langwierigen Zählaktion, die mir in den folgenden Jahren immer wieder begegnete, wurden Hundertschaften eingeteilt und unseren jeweiligen Bewachern übergeben. Diese begannen dann mit einer ersten allgemeinen „Filzung“, bei der alle leicht erreichbaren, persönlichen Dinge „beschlagnahmt“ wurden. In der Kürze der Zeit war es jedoch nicht möglich,

alles wegzunehmen, man konnte noch einiges verstecken. Ein Heerwurm von etwa zehn Hundertschaften machte sich dann mit seinen Bewachern auf den Weg nach Unbekannt.

Innerhalb von 2 Tagen und ohne Verpflegung wurden etwa 120 km zum Truppenübungsplatz Döllersheim im Gewaltmarsch zurückgelegt. Dort war schon alles für unseren Empfang vorbereitet. Es gab die erste Entlausung und danach eine Suppe mit viel Mais und Pferdefleisch. Immerhin etwas Warmes, wir hatten schon lange nicht mehr richtig gegessen. In den nächsten Tagen erfolgten ärztliche Untersuchungen und eine Vorselektion zur weiteren Verwendung. Wir beide aus Augsburg waren noch bei einander und konnten uns Gedanken darüber machen, welche Fehler von uns begangen worden waren. Wir kamen zu dem Schluß, daß für uns wohl alles schiefgelaufen war.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Döllersheim traten wir einen langen Marsch über Wien nach Preßburg an. Unterwegs gab es viel menschliches Leid, weil viele Kameraden den Strapazen nicht mehr standhielten.

Meinen 16. Geburtstag am 5.7.45 beging ich auf einer Wiese bei Preßburg, auf der wir rasteten und übernachteten. Eine Frau, die in einem Garten Johannisbeeren pflückte hatte Mitleid und schenkte mir ganz heimlich eine Handvoll davon. So kam ich in dieser Situation zu einem kleinen Geburtstagsgeschenk. Einige

Tage verbrachten wir in der Honved-Kaserne in Preßburg, bei reichlicher Verpflegung mit Mais, Trockenbrot und Pferdefleisch. Dann wurden wir in Güterzugwaggons verladen und traten eine weite Reise an. Wir saßen oder lagen mit je 40 Mann, dichtgepackt wie die Sardinen, auf dem Boden, der mit Stroh belegt war. Wir konnten uns beim Schlafen nur auf „Kommando“ umdrehen. Wenn einer mal „mußte“ (für diesen Zweck war ein Loch an einem Ende des Waggons vorgesehen), kam es fast immer zum Aufstand. Die strapaziöse Reise führte uns über Ungarn nach Rumänien, in die Karpatenstadt Focsani. Wir erlebten hier die „heiße“ Hölle im Hochsommer, bei großer Hitze, ständig durstig und hungrig. Die sanitären Einrichtungen waren katastrophal und zum Waschen gab es fast keine Möglichkeiten. Das für uns erreichbare Wasser konnte man nicht trinken und der verabreichte Tee reichte nicht aus. Viele Kameraden erkrankten durch den Genuß von unreinigtem Wasser an Ruhr und Typhus. Es kam zu einem Massensterben. Mit anderen jungen Gefangenen meldete ich mich bei jeder Gelegenheit zu einem Außenkommando. Dabei ergab sich hin und wieder Gelegenheit etwas Nahrhaftes zu ergattern oder ein Tauschgeschäft zu machen. Es gab immer noch Kleinigkeiten, die bei den „Filzungen“ durchgingen.

Nach einer ärztlichen Untersuchung wurde mein Leidensgenosse aus Augsburg wegen eines Herzfehlers

ausgemustert und nach Hause entlassen. Er konnte als erster meine Eltern verständigen.

Traktorenwerk — Lazarett — Arbeitslager — Kohlebergwerk

Mich führte der Weg weiter nach Osten. Nach ungezählten Reisetagen im Viehwaggon, von Rumänien über die Ukraine zum Asowschen Meer, gelangte ich im späten September nach Rostow am Don. Viele Bewohner standen an den Straßen, aber es war nur wenig Feindseligkeit zu spüren. Im berühmten Traktorenwerk „Roter Oktober“, es hieß jetzt „Roselmasch“, wurde ich als Metallhobler beschäftigt. Ich hatte mich als „Spezialist“ gemeldet.

Wegen einer Malaria, die ich mir in Rumänien zugezogen hatte, kam ich 1946 in ein Lazarett nach Nowotsherkask. Weitere Anfälle in den folgenden Jahren erlebte ich in den Krankenrevieren verschiedener Arbeitslager. Durch gute ärztliche Behandlung konnte ich mich immer wieder erholen, es bestand jedoch keine Veranlassung, mich vorzeitig nach Hause zu schicken. Die Lagerärztin, eine ältere, resolute Frau, versuchte es immer wieder und hatte keinen Erfolg beim Divisionsarzt. Etwa dreieinhalb Jahre verbrachte ich in verschiedenen Kohlebergwerken des Donezbeckens, bei der Stadt Schachty.

Fazit

Die Erlebnisse dieser Zeit haben ihre Spuren hinterlassen. Ich war auf einmal erwachsen. In Rußland habe ich viel Menschlichkeit erfahren, sei es von russischen Vorgesetzten oder von der besonders lieben Lagerärztin, der es nie gelang, mich nach Hause zu schicken. Ich empfinde auch heute keinerlei Ressentiments oder gar Groll gegen diese Menschen, denen es in dieser Zeit nicht besonders gut ging.

Mit der Zeit war für mich alles „nitschewo“. Langsam gewöhnte ich mich an das Lagerleben und an die damit verbundenen Umstände. Ich hoffte immer, daß uns nach und nach mehr Freizügigkeit gewährt würde. Östlicher Fatalismus hatte sich bei mir breitgemacht, und ich war überrascht, als ich im August 1949 von meiner baldigen Entlassung erfuhr. Aber erst beim Betreten der amerikanischen Zone glaubte ich daran.

In der Vergangenheit habe ich immer wieder Vorwürfe von jüngeren Menschen gehört, daß meine Generation an den Geschehnissen im „Dritten Reich“ mitschuldig seien. Nur wenige können unsere damalige Situation verstehen, weil meistens detaillierte Kenntnisse über diese Zeit fehlen. Uns gab die damalige Staatsführung keine Möglichkeiten, Informationen über andere Staatsformen zu erhalten. Ausnahmen gab es nur für die Negativdarstellung der Feindesländer.

Werner Kreis, Stuttgart

31. Dezember 1944

Am Silvesterabend waren alle sich darüber klar, daß etwas Entscheidendes bevorsteht, das unser Leben grundlegend ändern wird.

Wir wohnten in einem Vorort von Danzig, unsere direkten Nachbarn waren eine polnische Familie mit Kindern, die unsere Freundinnen waren, und ein — wie man dann erst erfuh — jüdisches Ehepaar das für uns „Onki und Tanti“ hieß und uns verwöhnte. Mein Vater versuchte vor 1939 die Familie zur Auswanderung nach Palästina zu bewegen, ehe es zu spät würde. Herr K. aber war der Meinung, ihnen als alte Danziger Bürger könne man doch wirklich nichts anhaben, auch seien sie keine Synagogengänger. Mein Vater daraufhin: „Hitler will aber Krieg, und er will Danzig. Hören Sie denn nicht Radio? Wenn Sie London hören, dann wissen Sie, was Ihnen bevorsteht.“

Und so war es dann ja auch: am 1. September 1939 fielen deutsche Truppen in den Freistaat Danzig ein. Zwei Tage später wurde der polnische Nachbar, ein Gymnasiallehrer, „abgeholt“. Wenige Monate später bekam seine Frau eine vorgedruckte Postkarte — ich habe sie gesehen — mit der Mitteilung, ihr Mann sei im Arbeitslager Oranienburg an Tuberkulose verstorben. Für uns unfaßbar, denn Herr S. war kerngesund gewesen.

Unser polnisches Kinderfräulein hatte Sachen für diese Nachbarn in Ver-

wahrung genommen. Mitten im Krieg wurde die Dame mit ihren drei Töchtern bei Nacht ebenfalls „abgeholt“. Der Sohn war schon vorher in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden, desertierte aber und ist dabei umgekommen. Auch Familie K., deren Haus enteignet wurde, ist abtransportiert worden. Sie kam, wie durchsickerte, im Warschauer Ghetto um.

Diese Erlebnisse haben meine Kindheit wesentlich geprägt. Da konnte man doch nur gegen die Nazis sein. Allerdings: **wofür** wir eigentlich waren, das war damals wohl nicht klar, jedenfalls mir nicht. Auf jeden Fall waren wir **für die Demokratie**.

1945 — Das neue Jahr

Das neue Jahr begann mit immer neuen Nachrichten von der näher rückenden Ostfront. Meine Eltern und Lucie, unsere Kinderfrau, hörten Nachts oft BBC. Manchmal durfte ich auch mithören. Ich hätte das nie einer Schulfreundin weitersagen dürfen! Außerdem war es auch deshalb sehr gefährlich, weil Wand an Wand der hohe SS-Mann M. wohnte, der die Haushälfte der Polen beschlagnahmt hatte (er hatte für die Verschleppung der Familie S. gesorgt). Die BBC-Sendungen waren die Verheißung, daß nun bald Schluß sein mußte.

Luftangriffe gab es bei uns kaum, die alliierten Bomber überflogen Danzig in Richtung Königsberg. Unsere Stadt war unversehrt.

Sie war dann bald voller Flüchtlinge und Trecks aus dem Osten. Die Stimmung wurde immer gespannter.

Ich hatte schon einige „Einsatz-Erfahrungen“: Schnellausbildung zur „Um-erziehung“ von „volksdeutschen“ Kindern, die in Heimen zusammengefaßt wurden, Putzfrau auf der Danziger Werft, Büroarbeit in der Kinderland-verschickungs-Verwaltung. Vom „Osteinsatz“, bei dem die Mädchen kochen und die Jungen mit Schippen einen „Ostwall“ bauen sollten, konnte ich mich absetzen; ich hatte nicht vor, für Hitler kurz vor Toresschluß noch in den Krieg zu ziehen. Von den Mädchen meiner Klasse, die im Osteinsatz waren, hörte ich nie wieder etwas.

Aber es gab keinen Schulunterricht mehr. Irgendeinen Dienst mußte ich machen. Ein Kollege meines Vaters wollte mir eine Arbeit in Zoppot in einer Art Geheimzentrale beschaffen: in einem unterirdischen Labyrinth wurden verschlüsselte Meldungen der Heeresleitung verarbeitet und gespeichert. Ich entschied, daß ich das nicht mache. Mir war klar, daß ich dort in einer Falle gewesen wäre, und wir alle wollten doch gemeinsam diese schreckliche Zeit überleben. Mein Vater hat mich dann einfach in seinem Anwaltsbüro angestellt.

Ich bekam hier neue Einblicke in den Naziterror, denn mein Vater war der einzige Anwalt weit und breit, der bereit war, sog. Kriegsverbrecher vor dem Kriegsgericht zu verteidigen. Er hat noch im Winter 1945 solche Menschen herausgehauen, mit

psychologisch raffinierter Taktik. Es war immer eine Gratwanderung. Im übrigen hatte er schon zu Kriegsbeginn 3 der 13 Geschwister unserer Kinderfrau Lucie aus dem KZ Stutthof bei Danzig herausgeholt. Er hatte einfach Zivilcourage und ein ganz normales humanistisches Gewissen und tat das, was er eben tun konnte — und es gelang. Die Nazischergen waren ja oft Feiglinge, und wenn man ihnen sehr entschieden begegnete, dann kuschten sie.

Einmal im März, als schon alles ziemlich in Auflösung war, ging ich in die Stadt und mußte spät zu Fuß nach Hause gehen. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl der Erwartung, der Schwebe, der Endgültigkeit, der großen Hoffnung... Und dann sah ich an einigen der kahlen Bäumen der Allee Menschen hängen, mit abgerissenen Uniformen. Ich rannte nach Hause, der Schock saß tief. Bald erfuh man immer wieder von solchen Hinrichtungen auf offener Straße. „Feigheit vor dem Feind“ hieß das Delikt.

Wir wurden nun von See und von den Hügeln her beschossen. Jetzt glaubten wir fast, daß wir „dran glauben“ müssen. Aber eines Tages hörte das Feuer auf. Die „Stille vor dem Sturm“ fand uns mit Nachbarn im Bunker, wo mein Vater in seiner optimistischen Art den für diesen Zweck gehüteten französischen Wein servierte. Es war Ende März 1945.

Eine kuriose Situation

Die Bunkertür flog auf: eine Soldatin schaute herein, das Gewehr im An-

schlag. Der erste Russe, mit dem mein Vater sprach, war ein Fliegeroffizier, der uns Schutz versprach. Die Herren sprachen miteinander....Altgriechisch! Mein Vater hatte zwar etwas Russisch gelernt, aber es reichte nicht weit. Eine kuriose Situation!

In der zweiten Nacht wurde ein Kind vorzeitig geboren, in all dem Chaos, ohne medizinische Versorgung. Meine Mutter half, wie sie konnte. Lucie verschloß die Tür vor den Soldaten. Als die ersten Schreie des Säuglings zu hören waren, ließen sich ein paar Soldaten nicht mehr abweisen, sie wollten das Baby sehen. Einer weinte und sagte, seine Schwester habe auch ein kleines Kindchen bekommen und deutsche Soldaten hätten es gegen die Mauer geschleudert. Andere wollten dem Kind etwas schenken. Einer brachte für das Baby ein paar Stiefel der Roten Armee...

Lucie — ich gedenke ihrer in Liebe und Hochachtung — konnte sich durch ihr Polnisch mit den Russen verständigen und so einiges abwenden. Aber die ersten Tage waren doch schrecklich. Alles war zusammengebrochen, man wußte nicht, wie es weitergehen würde.

Danzig war in wenigen Tagen vollkommen zerstört worden. Alles brannte. Fliehende, verletzte, erschreckte Menschen zogen umher, Kinder ohne Eltern, Leute aus den aufgelösten Tracks. Meine Eltern und Lucie halfen, wo sie nur konnten. Sie bewahrten kaltes Blut, und das war wichtig. Bald richteten die Sowjets Feldkommandaturen ein, bei denen

sich alle Erwachsenen melden mußten. Man wollte wohl Nazis aufspüren. Meine Mutter und Lucie kamen bald wieder. Mein Vater war noch einmal zurückgerufen worden und habe gesagt, er käme gleich nach. Wir haben meinen Vater nie wieder gesehen.

Meine Mutter und Lucie mußten nun mit uns drei Mädchen allein die Lage meistern. Von Monat zu Monat warteten wir, horchten Leute aus, die ebenfalls von den Russen geholt worden und zurückgekehrt waren — aber von meinem Vater gab es nur eine Spur: eine Schulkameradin, die in die Festung Graudenz verschleppt worden war, sagte, mein Vater sei auch dort gewesen. Am 9. Mai habe es dann geheißt: „Krieg kaputt, gehen nach Hause!“ Und von diesem Fußmarsch nach Hause ist mein Vater nie zurückgekehrt...

Meine Mutter hat Bewundernswertes geleistet. Immer handelte sie tatkräftig und vernünftig. Sie war Apothekerin. Daher kamen bald Offiziere und fragten, ob sie in den zerstörten Apotheken noch Medikamente auffindig machen könne. Natürlich ging sie mit, um in den Kellern zu suchen und zu sichten. Unsere Landsleute waren entsetzt, daß sie das tat. Aber sie konnte mit dem was die Sowjets ihr an Medikamenten überließen, wieder anderen helfen. Sie war ja die einzige medizinisch Vorgebildete in der ganzen Umgebung.

Lucie richtete eine Art Wäscherei in unserem Keller ein. Wir verfeuerten das Holz von Möbeln aus leerstehen-

den Häusern und wuschen und flickten Russenhemden, wofür wir Lebensmittel bekamen. Ein Soldat schlief immer auf der Hausschwelle, das Gewehr im Arm, als unser Schutz.

Nach Kriegsende fielen die Würfel über Danzig. Es wurde nicht wieder ein Freistaat, sondern kam zu Polen.

Eines Sommertags kam unsere polnische Nachbarin mit ihren drei Töchtern wieder. Nach der schlimmen Zeit konnten sie nun ihr Haus wieder beziehen.

Der Sommer war sehr heiß, die Wasserleitungen kaputt, so daß wir in unserem Garten kaum Eßbares großziehen konnten. Mit den Polinnen gingen wir auf Lebensmittelsuche in zerstörten Fabriken, Lagerhallen und an den Häfen. Alle bedienten sich dort, soweit die Sowjets etwas übriggelassen hatten. Dann normalisierte sich das Leben insofern, als der Markt, der Tauschhandel in Gang kam. Neben unserer Reichsmark galt nun der polnische Zloty. Wir konnten uns einigermaßen über Wasser halten.

Eines wunderschönen Augusttages erfuhren wir, daß so etwas wie eine Atombombe über Japan abgeworfen worden sei. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen. Meine Mutter jedoch sagte voller Vorahnung: „Jetzt wird nichts mehr sein wie bisher“. Ich werde dieses Gespräch nie vergessen.

Vertreibung

Im Spätsommer wurden die ersten „Vertreibungstransporte“ zusammen-

gestellt. Da schon Züge nach Berlin gingen, deponierten wir also Sachen für meinen Vater bei Frau S. — jetzt war es umgekehrt wie 1939/40. Lucie war im Krankenhaus, sie hatte Typhus. Es tat weh, daß wir ihr nicht Adieu sagen durften.

Da unsere Haushälfte sowieso enteignet war und wir nicht wußten, wie der sich bildende neue polnische Staat aussehen würde, machten wir uns auf in Richtung Westen. Die Heimat zu verlassen, war ein schmerzvoller Einschnitt. Es war eine Fahrt ins Ungewisse, denn außer einer Studienfreundin meiner Mutter hatten wir niemanden im „Reich“.

Auf der Fahrt wurden wir von Banden ausgeraubt. Ich war barfuß, als wir ins zerstörte Berlin einfuhren. Ein Heimkehrer gab mir ein riesiges Paar Soldatenschuhe, die ich mir wie Charlie Chaplin unter die Füße band. Sie haben mich auf abenteuerlichen Wegen über die Zonengrenzen nach Hessen getragen.

Von dort aus fuhren wir in kalten Herbstnächten auf Güterwagen und Kohlentendern landauf — landab auf der Suche nach einer Bleibe. In einem Dorf in Südwestfalen fanden wir Quartier. Der Schock war groß: Wir waren unter lauter unverbesserlichen Nazis gelandet! Auch waren diese überaus frommen Leute sehr hartherzig. Wir waren das „hergelaufene Pack“, man betrog meine kleineren Schwestern um ihre Lebensmittelmarken, und wir mußten schwere Hausarbeit machen, natürlich ohne Bezahlung. So sah Silvester

1945 für uns nicht gerade hoffnungsvoll aus. Es gab keine Perspektive, die Zukunft lag im Dunkeln.

Aber wir haben doch alle unseren Weg gefunden.

Sabine Hoffmann, Stuttgart

14jährige als „Wunderwaffe“

21. April 1945 in Zuffenhausen. Es war ein Samstag. Zwei Tage vorher, am Donnerstagnachmittag, wurde mir mitgeteilt, daß ich zu einer Volksturmübung in den Schulhof der Keiterschule muß. Dort traf ich meine Schulkameraden. Wir waren 14 Jahre alt, Jahrgang 1930. Es waren auch ältere Männer dort. Meist stramme Parteigenossen, die ich früher nur in der NSDAP-Uniform gesehen hatte.

Wir mußten antreten. Der Ortsgruppenleiter Klein hielt eine Ansprache vom Endsieg und von der Wunderwaffe, die bald zum Einsatz komme. Ein Offizier lief die Reihen entlang. Diejenigen, auf die er mit dem Finger tippte, mußten einen Schritt vortreten. Die anderen durften nach Hause gehen. Auf mich hatte er auch getippt. Den „Auserwählten“ wurde mitgeteilt, daß sie zu einem Lehrgang abkommandiert sind. Wir waren 28 Mann.

Dann marschierten wir los. Zu Fuß ging es über die Prag nach Stuttgart in die Neckarstraße. In einem zerbombten Schulgebäude wurde übernachtet. Am Freitagmorgen marschierten wir weiter. Es ging nach Degerloch. Zum Essen gab es nichts. Wir hatten Hunger, aber das waren wir damals gewohnt.

In Degerloch wurden wir eingekleidet. Uniform, Stahlhelm, Koppel und Stiefel. Jeder bekam ein Gewehr, einen italienischen Gebirgsstutzen ohne Magazin und Munition, Handgranaten und eine Panzerfaust. Als es dunkel wurde, marschierten wir weiter nach Hohenheim. Im Schloß war ein Militärlazarett. Nach Mitternacht waren wir hinter dem Schloßgarten Richtung Plieningen angekommen. Ein SS-Offizier brachte einen Spaten und befahl, uns einzuschanzeln. Als er weg war, lachten wir, so ein Blödsinn — 28 Mann, ein Spaten! Was ist das für eine Wehrübung?

Wir waren todmüde, legten uns ins Gras und schliefen. In der Morgendämmerung wachten wir auf und sahen, daß vor uns ein kleines Tal war. Von der anderen Seite kam Motorenlärm. Wir hatten seit zwei Tagen nichts gegessen und beratschlagten, wo es wohl was zum Futtern gäbe.

Dann kamen sie. Es waren viele. Auf halber Höhe des Tales kamen die Panzer auf einer Straße auf uns zu. Einer brüllte: „Volle Deckung!“ Wir sahen, daß es keine deutschen, sondern französische Panzer waren. Ein älterer Mann aus unserer Gruppe, der uns in der Nacht von seiner Kriegserfahrung im Ersten Weltkrieg erzählt hatte, kniete nieder, legte an

und schoß mit seinem Gebirgsstutzen auf die Panzer. Die Panzer hielten, und dann ging es los! Ich weiß nicht wie lange, es war ein Inferno! Plötzlich Stille. Ich merkte, daß ich in einem kleinen Wassergraben lag. Die Panzer drehten ab und fuhren Richtung Hohenheim.

21.4.45, morgens 6 Uhr. Neben mir lag ein Soldat. Der Einschuß war an der rechten Schläfe. Blut und Hirn quoll unter dem Stahlhelm hervor. Dem älteren Mann, der auf die Panzer geschossen hatte, fehlten die rechte Schulter und der Kopf. Meine Schulfreunde, Rolf Löffler und Gerhard Kubach, waren tot — erschossen. Entsetzen packte mich. Von wegen Wehrübung, Lehrgang. Ich war an der Front. Ich rannte durch das Lazarettgebiet und kam nach Birkach. An einer Panzersperre wurde ich festgehalten. Fahnenflucht!

Ich sagte, ich sei 14 Jahre undginge noch zur Schule. Die Weinsteige run-

ter nach Stuttgart. Die Knobelbecher waren zu groß. Ich hatte Blasen an den Füßen. Rannte weiter.

Auf der Prag waren die Panzersperren geschlossen. Am Nachmittag war ich in Zuffenhausen. Zu Hause! Uniform ausgezogen, kurze Hosen an. Jetzt war ich wieder ein Schuljunge, nicht mehr ein Soldat.

Eine Stunde später, gegen 17 Uhr, kamen die Franzosen die Unterländer Straße herunter. Sie kamen aus Richtung Leonberg. Wir hätten an diesem Morgen die Panzerkolonnen aus Richtung Böblingen aufhalten sollen. Welch ein Wahnsinn! Der Krieg war aus.

Am letzten Tag wollte man mit Schulkindern noch Stuttgart verteidigen. Meine Freunde sind nicht mehr gekommen. Sie sind am letzten Kriegstag gefallen. Für was? Welch ein Wahnsinn!

Manfred Glöck, Stuttgart

Heimkehrende waren nur zusätzlicher Ballast

Für mich schlug die eigentliche Stunde der „nationalsozialistischen Wahrheit“ im August 1943. Gegen meinen Willen mußte ich in den von mir verabscheuten Krieg. Ich wurde zur damaligen Kriegsmarine eingezogen. Nach einer Ausbildung zum Funker wurde ich vor der nordnorwegischen Küste zum Schutz von Schiffstransporten auf den Booten einer Vorpostenflottille eingesetzt.

In Norwegen mußte ich mit ansehen, wie ein kleines, friedliches und lebenswertes Volk unterdrückt und erniedrigt wurde. Die ganze Last des nazistischen Unrechtsstaates wurde hier spürbar und prägte mich noch intensiver.

Kurz vor Kriegsende — im April 1945 — kam ich in englische Kriegsgefangenschaft. Von den Engländern wurde ich gemeinsam mit ande-

diesem Zug erreichte ich in der Nacht Neunkirchen. Wegen der Ausgangssperre verbrachte ich die Nacht auf dem Bahnhof. Am Morgen des 16. August kam ich zu Hause an. Von meinen 5 Geschwistern war ich der zweite, der zu Hause ankam. Am 12. September 1945 nahm ich wieder eine Tätigkeit als Grubenschlosser auf der Grube Kohlwald an. Bereits in der ersten Schicht wur-

Den französischen Soldaten gegenüber hatten wir ein ziemlich zwiespältiges Gefühl

Ich erinnere mich noch genau: der Vorfrühling war besonders schön und kurz nach Frühlingsbeginn stand alles in voller Blüte. Es wollte so gar nicht passen zu dem, was wir erlebten.

Im Wehrmachtsbericht hörten wir von der näherrückenden Front, obwohl uns dabei die volle Wahrheit verschwiegen wurde. Die alliierten Streitmächte waren schon über dem Rhein. Gerüchte von der Einnahme der Stadt Kehl waren zu hören. Feindliche Tiefflieger überflogen unser Gebiet noch häufiger als bisher. Nicht viel später sickerte die Nachricht von der Einnahme Freudenstadts durch. Dumpfe Einschläge von schwerem Geschützfeuer rückten näher. Unsere unmittelbaren Nachbarn hatten bei Nacht und Nebel fluchtartig ihr Haus verlassen. Der Nachbar hatte die Berufsschule geleitet und hatte eine höhere Stellung in der NSDAP inne. Andere Nach-

de ich von der gewerkschaftlichen Betriebsvertretung aufgefordert, mich zur Mitarbeit in der Gewerkschaftsbewegung zur Verfügung zu stellen und die Jugendarbeit und -betreuung zu übernehmen. Dies bestimmte meinen weiteren Lebensweg. Ich war dann Mitbegründer der IG Bergbau an der Saar und 1947 der erste Jugendsekretär.

Paul Schmidt, Schwaigern

barn suchten bei uns in unserem Einfamilienhaus Unterschlupf. Sie waren schon älter und fürchteten sich wie wir. Da auch zwei Tanten mit Kindern schon bei uns wohnten (sie waren ausgebombt) hieß es, noch mehr zusammenrücken. Uns kam zu Ohren, daß unsere Stadt durch deutsches Militär und Volkssturm verteidigt würde — außerdem war die Sprengung der Bahn- und Autobrücke über den Neckar vorgesehen. Als das Gefechtsfeuer immer näher rückte, suchten wir alle, wie schon so oft, Schutz im tiefen Keller. Am 17. April 1945 (der Zeitpunkt der Einnahme von Horb durch die Franzosen) rückten die französischen Soldaten um die Mittagszeit von Freudenstadt kommend über die Altheimerstraße in Horb ein. Deutlich war das Dröhnen der schweren Kettenfahrzeuge zu hören. Von Nordstetten her vernahmen wir Geschützfeuer der abrückenden deutschen Soldaten.

Stunden später durchsuchten französische Soldaten unser Haus. Wir alle durften während dieser Zeit das Zimmer, in das wir eingesperrt waren, nicht verlassen. Wir waren trotz der Tatsache, daß wir danach einiges vermißten, froh, ansonsten heil davongekommen zu sein. Eine von der Besatzung festgelegte Sperrzeit — in der niemand das Haus verlassen durfte — mußte strikt eingehalten werden. Eine junge Mutter, die zwangsweise dieses Verbot verletzte, da sie dringend Wasser für ihr kleines Kind brauchte, wurde erschossen.

Trotz dieser angeordneten Sperrzeit mit Freiheitseinschränkung, empfanden wir es als große Erleichterung, nun endlich keinen Fliegerangriffen mehr ausgesetzt zu sein. Der schreckliche Krieg war zu Ende. Wir hofften, daß unser Vater und unsere zwei Brüder bald wieder unter uns wären.

Da wir kein Wasser im Haus hatten — vermutlich war das Wasserreservoir getroffen worden — mußten wir mit Eimern das Wasser im ca. 300 m entfernten Marktbrunnen holen. Mein gleichaltriger Vetter (13 1/2 Jahre) und meine jüngere Schwester mußten dabei ausspionieren, ob marokkanische Soldaten in der Nähe waren, denn Vergewaltigungen an deutschen Frauen und Mädchen waren an der Tagesordnung. Über Nacht wurden von uns alle Außentüren am Haus von innen mit Möbeln verbarrikadiert, um uns so einigermaßen vor den zudringlichen Marokkanern zu schützen.

Von der Besatzung wurde jeder deutschen Familie zur Auflage gemacht, einen gut erhaltenen Herrenanzug abzugeben. Polnische und russische, ehemalige Kriegsgefangene wurden damit eingekleidet. In der ersten Besatzungswoche wurden hunderte von deutschen Kriegsgefangenen durch Horb getrieben, rechts und links von schwer bewaffneten, französischen Soldaten bewacht. Auf uns machten die deutschen Gefangenen einen Eindruck totaler Erschöpfung. Horber Frauen steckten diesen — soweit es möglich war — etwas Eßbares zu. Die Soldaten wurden teilweise in den Baracken im Gelände des ehemaligen Reichsarbeitsdienstes zusammengepfercht.

Nur sehr langsam normalisierte sich das Leben in unserer Stadt. Durch die Besatzungsmacht wurde ein Bürgermeister kommissarisch eingesetzt. Spätere Bürgermeister wurden von den Bürgern der Stadt in freien Wahlen gewählt.

Wir Kinder trugen Stoffschuhe einfachster Art — es gab ja wirklich buchstäblich nichts. Neben dem körperlich spürbaren Hunger war in uns ein ganz anderer Hunger (d.h. ein großer Nachholbedarf) nach kulturellen Angeboten. Was gab es denn in den Kriegsjahren für uns Heranwachsende? Aus heutiger Sicht wurde von uns ein noch so bescheiden dargebotenes Konzert mit einer solchen Intensität aufgenommen, daß die Emotionen überzuschwappen drohten. Wir saßen mit Tränen in den Augen da, so waren wir von dem

Dargebotenen ergriffen. Es gab wieder andere Dinge als Krieg und Gewalt. Hoffnung konnte wieder wachsen! Im Rückblick auf die Zeit vor 50 Jahren möchte ich auch sagen, daß ich nie mehr eine solche spontane uneigennützigste Hilfsbereitschaft erlebte, wie in diesen Aufbaujahren. Evangelische (wir waren in der Minderheit) und katholische Gemeindeglieder jeglichen Alters kamen zusammen, um über ein Programm, das von beiden Seiten getragen werden sollte, nachzudenken. Erst viele Jahre später waren einige der Meinung, jede Religionszugehörigkeit müßte ihr eigenes Sूपlein kochen, das Gemeinschaftsgefühl bröckelte auseinander. Einseitig von oben herab kam die Forderung nach Konfessionsschulen.

Irgendwann im Sommer begann für uns schulpflichtigen Kinder wieder normaler Unterricht. Vor dieser Zeit wurden wir in Klassenverbänden (unter Aufsicht der Lehrer) zum Kartoffelkäferablesen auf den Feldern rings um Horb, oder wir Größeren wurden zum Putzen der Baracken des ehemaligen Reichsarbeitsdienstes, ein-

„Ich erinnere mich...“

Wenn ich mich zurückerinnere an die Zeit vor 50 Jahren, sind mir zwei Bilder vor Augen:
In dem einen befinde ich mich allein in der Kirchstraße in Ravensburg; es ist später Vormittag, die Sonne scheint, der mächtige große Bläser-

gesetzt. Disziplinschwierigkeiten hatten die damaligen Lehrer mit uns bestimmt nicht — wir waren lernbegierig, wollten lernen, wenn es vor Hunger auch Konzentrationsschwierigkeiten gab. Eine Schnittbrot mußte für den Schulvormittag reichen!
Oft wußte unsere Mutter nicht, wie sie die in der Zwischenzeit stark angewachsene große Familie ernähren sollte. Oft steckte sie uns ihre Ration zu. Ich sehe sie noch jetzt vor mir, wie sie in Ermangelung von Fett, Kaffee über die vom Mittag übriggebliebenen, zerkleinerten Pellkartoffeln goß, um diese warm zu machen.
Den französischen Soldaten gegenüber hatten wir ein ziemlich zwiespältiges Gefühl. Waren sie es doch, die uns die mühsam in der amerikanischen Besatzungszone eingehamsterten Lebensmittel bei der unausweichlichen Kontrolle am eingerichteten Notbahnhof abnahmen. Es gab allerdings auch welche, die ließen uns Kinder ungeschoren mit der Milchkanne und der vollbepackten Tasche durch die Kontrolle entkommen.
Liese Bürk, Horb

turm in der Stadtmitte und das darangebaute große Gebäude der Kreissparkasse werfen Schatten und verdunkeln Teile der Straße. Ich bemühe mich im Schatten und unter dem Schutz von Dachvorsprüngen zu bewegen, ich laufe ziemlich schnell,

weil ich nicht zu spät kommen will. Außer mir ist niemand unterwegs, in den Häusern ringsumher sind alle Türen und Fenster geschlossen; in dieser Straße, in der verschiedene Läden sind, herrscht sonst um diese Tageszeit geschäftiges Treiben, heute bin ich der einzige Mensch weit und breit, ich fühle mich mutterseelenallein. Wegen Fliegeralarm sind wir von der Lehrerin nach Hause geschickt worden; es muß einen Grund dafür geben, warum wir nicht in der Schule bleiben können, vielleicht gibt es in dem Schulgebäude keinen Schutzraum? Auch in der Marktstraße, — dort wohnt meine Familie in einem schönen alten Haus aus dem Mittelalter — ist niemand auf der Straße. Ängstlich eile ich weiter und bin erleichtert, als ich noch rechtzeitig zu Hause eintreffe. Meine Mutter erwartet mich im Hausflur und ist froh, daß ich es noch geschafft habe. Sie bringt mich zu den Geschwistern in den großen gewölbten Keller, er ist als früherer Weinkeller nun zum Luftschutzraum umfunktioniert worden. Dort und neben meiner Mutter fühle ich mich nun sicher. Sicher wovor? Unsere Stadt ist zwar noch nicht von Bomben getroffen worden, aber vor einiger Zeit habe ich aus einem Dachfenster Friedrichshafen brennen gesehen. Ich kann mir also vorstellen, in welcher Gefahr die Stadt ist, wenn der Bombenalarm nicht so gnädig vorbeigeht, wie die vielen Male vorher. Aber auch dieses Mal haben wir Glück: die Flugzeuge lassen Ravensburg in Frieden und wir können nach

Ende des Alarms in unsere Wohnung zurück.
Es muß ein Wochenende sein, wahrscheinlich Samstagnachmittag. Denn ich sitze in einem Zinkwaschzuber — und dies geschieht immer am Wochenende — auf dem Schüttstein in der Küche unserer Wohnung. Meine 11 Jahre ältere Schwester Sonja, unsere „Vizemama“, hilft mir beim Baden und Haarewaschen. In der Wohnung gibt es zwar ein Badezimmer, aber in dieser Funktion wird es seit langem nicht mehr benützt. Der Gasboiler liefert mangels Gas kein warmes Wasser mehr. Es wird eben im Wasserschiff auf dem Herd hergestellt und von dort ist es ein kurzer Weg für das dampfende Wasser zum Zuber auf dem Schüttstein. Es wird mit kaltem Wasser aus dem Hahnen gemischt und eins nach dem anderen kommen meine jüngeren Geschwister und ich an die Reihe.
Nach dem Haarewaschen will ich noch ein bißchen die wohlige Wärme des Wassers genießen. Aber plötzlich ist Unruhe im Raum, ich höre „Die Franzosen sind da!“. Nun habe ich es ganz eilig und verlange von meiner Schwester, sie soll mir aus dem Badzuber heraushelfen. Ich will angezogen und reisefertig sein, wenn die Soldaten in unser Haus kommen. Daß sie kommen werden und daß wir dann aus unserer Wohnung und aus Ravensburg weggehen müssen, ist für mich keine Frage. Das erwarte ich — und weder meine Mutter noch meine Schwester können meine Befürchtung durch beruhigendes Zureden

zerstreuen. Schließlich habe ich doch zugehört, wenn wir Einquartierung von Flüchtlingen aus dem Osten über Nacht hatten. Daher weiß ich: wir müssen gehen, wenn die fremden Soldaten kommen. Vorläufig haben wir wieder Glück: wir können bleiben, und meine Befürchtung bewahrheitet sich nicht, zumindest für die

nächste Zeit kann die Familie in Ravensburg zusammenbleiben, nur der Vater ist nicht da.

Erst viele Jahre später wird mir bewußt, daß die Mutter ein ganzes Jahr ohne jede Nachricht von ihm ist; wir Kinder ahnen das nicht, wir machen Pläne, was wir tun, wenn unser Papa wieder kommt.

Gotlind Braun, Freudenstadt

„1945 — Zusammenbruch oder Befreiung?“

Ein Bild aus dem Familienalbum zeigt einen großen, schlanken Mann in Uniform, an der Hand ein kleines Mädchen, das aber nur widerstrebend mitgeht. Der Vater ist fremd, und Ursache dafür ist nicht nur die Uniform. Auf den anderen Bildern ist das Mädchen nur mit der Mutter zu sehen. Daneben eines der wenigen fröhlichen Urlaubsbilder: Das Mädchen, ein wenig älter, mit den Eltern beim Bootfahren. Ich habe aus dieser Zeit kaum Erinnerungen an meinen Vater. Gleich nach Kriegsbeginn wurde er eingezogen und kam nur gelegentlich „zu Besuch“. Als Soldat an der Front hatte er Schwierigkeiten, sich in den Kriegsalltag zuhause einzufügen.

An den „Stollen“ erinnere ich mich noch gut: nur sehr spärliche Beleuchtung, stickige Luft und viele Menschen, die eng zusammenhockend manchmal stundenlang im Bunker auf die Entwarnung warteten. In einer der letzten Kriegsnächte wurde das Nachbarhaus von einer Sprengbombe getroffen. Der Nachbar freu-

te sich über jedes Stück, das er bergen konnte. Auch jetzt, nach so vielen Jahren, sehe ich den Mann noch deutlich vor mir, wie er sich mit einer großen Schaufel durch die Trümmer arbeitet.

Vieles habe ich damals gar nicht verstanden: Die bedrückte Stimmung, wenn für meinen Vater der Heimaturlaub zu Ende war; das ganz leise Abhören von ausländischen Radiosendern, worüber aber nicht gesprochen wurde; Besuche bei der Großmutter, die nicht damit zurechtkam, daß ihr Sohn Soldat sein mußte.

Deutlicher erinnere ich mich an die ersten Nachkriegsjahre: Wir haben gefroren, und es gab wenig zu essen. Gegen saure Kartoffelrädle, die wohl häufig auf den Tisch kamen, habe ich eine deutliche Abneigung entwickelt, die sich bis heute gehalten hat. Meine Mutter nahm mich mit zu Hamsterfahrten auf die Fildern. Die goldene Uhr meines Vaters, Teile des Silberbestecks und Damastischwäche wurden bei Bauern für Eier,

Mehl und Schmalz eingetauscht. Meinem Vater waren diese Hamsteraktionen nicht recht; er empfand sie als demütigend, als Bettelei. Doch von den Pfannkuchen, die es dann gab, hat er auch gegessen. Ich erinnere mich auch noch an lange Fahrten in überfüllten Zügen, um bei entfernt wohnenden Verwandten im Herbst Äpfel und Kartoffeln zu holen. Beim Buchele-auflesen im Wald streikte mein Vater und auch für das Beschaffen von Brennholz war meine Mutter zuständig.

In die Schule kam ich 1945. Da gab es Schülerspeisung von den Amerikanern: Ich erinnere mich noch an den dicken Brei mit Rosinen und an Bohneneintopf; und hoch angesehen

als Delikatesse, gab es gelegentlich ein Tütchen mit Erdnüssen und gesalzene Kekse.

Und es gibt auch andere Erinnerungen: Weihnachten mit Tannenbaum, Kaufladen, und ein vom Großvater gebastelter Puppenwagen; ein festlich gedeckter Tisch, angereichert mit Frontverpflegung, die mein Vater zum Weihnachtsurlaub mitgebracht hatte; Weihnachtsgebäck beinahe ohne Fett und Eier, das aber trotzdem schmeckte.

Ein bunter Strauß Gartenblumen erinnert mich an meinen Geburtstag im Mai, an Feste im Freundeskreis der Eltern. Es waren Sozialdemokraten, die gemeinsam Neues anpackten.

Helga Straile, Waiblingen

Ein extra Kilo Butter als seltene Kriegsauszeichnung

— Erinnerungen an die letzten Kriegstage in Pforzheim —

Die letzten Kriegstage für Pforzheim brachten uns noch allerlei Abenteuer. Die Nordstadt uns gegenüber war schon in französischer Hand. Auf unserer Seite, der Vorortsiedlung Sonnenberg am Südrand der Stadt, wohin wir uns nach dem großen Fliegerangriff zu Verwandten gerettet hatten, gab es noch versprengt deutsche Soldaten, ein als Lazarett gekennzeichnetes Haus und tiefer im Wald eine deutsche Kampfgruppe.

Sporadisch schossen die Franzosen mit einer schweren Flakbatterie Vierrersalven auf unsere Siedlung. Man tat gut daran, in Deckung zu bleiben.

Auf Schleichwegen gingen wir ins Nagoldtal, um Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände aus einem Vorratslager des Militärs zu ergattern, die unter der Bevölkerung aufgeteilt wurden, ehe sie den Franzosen in die Hände fielen. Das Kartoffellager der Firma Kollmar und Jourdan im Keller des Hauses Lichtenfels wurde ebenfalls unter den Bewohnern aufgeteilt und hat viele vor dem ärgsten Hunger bewahrt. Die Leute verhielten sich bewundernswert diszipliniert. Ohne behördliche Autorität verlief alles ganz reibungslos.

Unser Nachbar, Paul Kuder, hatte nützliche Kontakte und wurde respektiert. Als Nachbarn waren wir natürliche Helfer für ihn. So fand ich mich mit einem Leiterwagen dabei, ein Faß Butter zu requirieren, das dann auch im örtlichen Laden unter die Bevölkerung verteilt wurde. Schließlich erfuhren wir, in Würm sei ein Lager mit Büchsenmilch — sehr begehrenswert für die Kinder. Zu dritt zogen wir mit dem Leiterwagen los. Eine Nachbarschwester, etwas älter als ich, ein Junge aus dem Elsaß, vor der Heimatflak getürmt und beim Sonnenhofbauern als Knecht getarnt, und ich. Hinunter ins Nagoldtal, dann den Erzkopf hinauf durch den Wald nach Huchenfeld. Auf dem Feld kamen wir zu einer deutschen Stellung. Die Soldaten erklärten uns, wenn ein „Ari-Beobachter“, ein Beobachtungsflugzeug auftaucht, müßt ihr vorsichtig sein — da ist einer! Nun, wir kamen glücklich wieder in den Wald und hinunter nach Würm. Das mit dem Büchsenmilchlager stimmte, aber es fehlte der Schlüssel. Es freut mich heute noch, daß ich einen SA-Mann dazu bewegen konnte, uns die Schachteln mit Büchsenmilch mit der Leiter durchs Fenster zu holen. Der Rückweg durchs Tal wäre wegen Artilleriebeschuß zu gefährlich gewesen. So zogen wir mit unserem Leiterwagen voll Milch wieder über den Berg nach Hause. Auch die Milch wurde ordentlich unter die Familien verteilt.

Ich bekam damals — mit 16 Jahren — eine ganz seltene Kriegsauszeichnung verliehen: von der Bevölkerung ein extra Kilo Butter.

So hatten wir einige Abenteuer gut überstanden. Doch einige Tage später saß die Nachbarstochter mit ihrer Familie auf der gegenüberliegenden Straßenseite in der Sonne hinter ihrem Haus, gegen direkte Einsicht der Franzosen geschützt. Eine Artilleriesalve schlug von der Seite kommend hinter dem Haus ein. Die junge Frau war sofort tot. Verletzte kamen zu uns in den Keller, wo sie mein Großvater, ein Arzt, notdürftig versorgte. Zunächst hatte man das Gefühl, jetzt weiß man überhaupt nicht mehr, wann man wieder aus dem Keller kann. Doch auch das ging vorüber.

Schließlich war der letzte deutsche Widerstand zusammengebrochen und die französische Einheit in Büchenbronn machte sich bereit, ins Tal zu marschieren. Unser elsässischer Begleiter und sein Freund, die der Sonnenhofbauer mit Wissen der ganzen Bevölkerung als Knechte getarnt hatte, meldeten sich beim französischen Kommandanten und legten ein gutes Wort für den Sonnenberg ein. Jedenfalls zog die Truppe an der Siedlung vorbei, und es gab nie Schwierigkeiten mit marodierenden Soldaten, was nicht in allen Stadtteilen so war.

Ein paar Tage später war die deutsche Kapitulation am 8. Mai für uns nur noch ein Schlußpunkt für eine bereits vollendete Tatsache. Der Krieg war endlich vorbei. Wir hatten zwar Hab und Gut verloren, aber wir waren am Leben geblieben.

Dr. Ursula Mayer, Pforzheim

1945 war ein herrliches Frühjahr

Im Dezember 1944 wurden wir ausgebombt. Eine Luftmine zerstörte das große Eckhaus aus der Jahrhundertwende, in dem wir wohnten.

Wie ein Zahn ragte noch eine Hausecke hoch, und dort standen im 3. Stock zwei Betten von uns und das Klavier. Wenigstens diese Habe wollten wir retten. Bei den Betten ging das mit Hilfe von Nachbarn ganz gut, denn man konnte am Kamin hochklettern, aber das Klavier konnten wir nicht bewegen. Doch endlich erklärten sich Männer vom Technischen Hilfsdienst bereit, das schwere Möbel mit Stricken runterzulassen. Das klappte auch anfangs, dann rissen die Seile und mit einem fürchterlichen Getöse — alle Saiten klangen gleichzeitig — fiel das Klavier runter. Also auch das kaputt! Aber als wir endlich wieder runtergeklettert waren, stand das Klavier leicht beschädigt zwischen den Trümmern und ein Helfer spielte drauf. Später wurde es gründlich repariert und war noch lange Zeit ein Prachtstück.

Meine Mutter blieb nach dem Totalschaden bei meiner schon früher evakuierten Schwester und dem Baby auf dem Land. Sie war zwar kriegsdienstverpflichtet, aber nach einem Sturz aus einem von Tieffliegern angegriffenen Zug, krankgeschrieben. Ich kam bei Nachbarn unter und fand sogar später ein Zimmer mit Abstellraum und Klo in der Nachbarschaft. Samstags fuhr ich, wenn ich

nicht Luftschutzdienst im Betrieb hatte, nach der damals üblichen 54-Stundenwoche, ebenfalls aufs Land zu meiner Familie zum Ausschlafen. Das war oft eine abenteuerliche Fahrerei.

So fuhr ich auch an Ostern 1945 weg, konnte dann aber nicht mehr zurück: alle Verbindungen waren unterbrochen, die Amerikaner rückten näher. In dem Bauernhaus hatte meine Schwester ein kleines Zimmer, in dem ein Bett, ein Stuhl und ein Schrank vorhanden waren. Wir hatten die Einrichtung durch ein Kinderbett, Matratzen, die tagsüber aufgeschichtet eine Couch darstellten, nachts als Betten-Ersatz ausgelegt wurden, und einen kleinen Tisch ergänzt. Ganz wichtig war der Kanonenofen, auf dem gekocht wurde. Meine Mutter vollbrachte wahre Kochwunder. Sie, die Städterin, war es, die die Butterzubereitung in der Milchkanne erfand: Milch abrahmen, Rahm sammeln und dann so lange in der Kanne schütteln, bis er fest wurde. Dieses Verfahren wurde sogar von Bauersfrauen kopiert. Hier hausten wir, drei Erwachsene und ein Kind. Wasser musste in der Küche geholt werden.

1945 war ein herrliches Frühjahr. Nach dem langen, kalten Winter genoß man die Wärme doppelt. Der Gegensatz zwischen strahlender Sonne und Blüten und dem Elend und der Angst vor der Zukunft war kraß. Vielleicht wollte die Natur uns auch

zeigen, wie schön die Welt ist, wenn die Menschen sich nicht bekämpfen.

Aber es war gefährlich, rauszugehen. Tiefflieger schossen auf alles, was sich bewegte.

Mitte April hörte man die Front, deutsche Soldaten und SS fuhrten durchs Dorf. Das Notlazarett in der Schule wurde geräumt, wilde Gerüchte kursierten. Unsere Hausleute flüchteten wie die meisten aus dem Dorf in die Wälder oder Weinberge. Wir waren allein im Haus. Als die Schießerei immer näher kam, gingen wir in den Keller. Ein solider Weinkeller, allerdings konnte er nur von aussen erreicht werden, nicht direkt von innen. Über der Treppe waren zwei dicke Holztüren. Zum Glück war die Panzersperre direkt vor dem Haus in der Nacht wieder abgerissen worden.

Wir saßen da und warteten. Dann hörten wir Schüsse ganz in der Nähe, Panzergeräusche und plötzlich Stimmen, die englisch sprachen. Was tun? Ich hatte in der Eile eine weiße Bluse mitgenommen. Die streckte ich durch den Türspalt und kam dann raus. Da standen amerikanische Soldaten, Gewehr im Anschlag, das Bajonett aufgepflanzt. Das hatte ich bisher nur im Kino gesehen. Ich glaube fast, den Soldaten war auch mulmig zumute. Aber die drei verängstigten Frauen mit Baby erschienen ihnen doch ungefährlich. Trotzdem mußte ich vor zwei Soldaten mit ihren Gewehren durch das ganze Haus gehen, erst dann durften wir wieder rein.

Langsam kamen unsere Hausleute und die anderen zurück. Im Nebenhause wurde eine Kommandostelle eingerichtet. Ursprünglich wollten sie in unser Haus, aber mit unserem Schulenglisch konnten wir sie überzeugen, daß das leerstehende Haus besser geeignet sei.

Ausgangssperre wurde verfügt, an jeder Haustüre hingen Zettel, auf denen alle Einwohner mit Geburtsdatum aufgeführt werden mußten. Das Dorf durfte nicht verlassen werden, erst nach einigen Tagen wurde der Bewegungsspielraum erweitert. Täglich fuhrten offene Lastwagen mit gefangenen deutschen Soldaten auf der Hauptstraße vorbei zum Lager Heilbronn. Wir standen an der Straße — vielleicht konnten wir ein bekanntes Gesicht sehen — und warfen Brotlaibe in die Wagen.

Wie sieht es daheim aus?

Im Ort waren noch ein paar junge Frauen aus Stuttgart evakuiert. Wir trafen uns und tauschten Neuigkeiten aus, aber keine wußte, wie es daheim aussah. Deshalb beschlossen wir, die 60 km nach Stuttgart einfach zu laufen, um selbst zu sehen, ob wir zurück können.

Anfang Mai machten wir uns zu fünft auf den Weg, den wir uns einigermaßen beschreiben ließen, denn wir kannten uns ja nicht aus. Unserer Mutter war es gar nicht recht, daß ihre Töchter mitgingen.

Durch die Weinberge, durch die Wälder liefen wir Richtung Bottwartal. Allen Fahrzeugen gingen wir aus

dem Weg. Es waren damals viele Menschen auf der Straße unterwegs, Soldaten, Flüchtlinge, Leute wie wir. Man sprach miteinander, jeder gab seine Erfahrungen weiter — gleichgültig, ob es sich um Kontrollpunkte der Amerikaner handelte, die tunlichst umgangen wurden, um Tips zur Übernachtung oder wo eine mildtätige Bauersfrau zu finden war.

Am ersten Tag kamen wir bis Hoheneck. Dort machte uns ein Bauer auf die Sperrstunde aufmerksam. Natürlich fragte er uns nach dem Woher und dem Wohin. Er sagte uns auch, wo wir wohl übernachten könnten.

Die Kriegerwitwe nahm uns freundlich auf, gab uns am anderen Morgen sogar noch ein Frühstück, und so begannen wir die zweite Etappe. Gegen Mittag waren wir in Stuttgart auf der Prag. Dort trennten wir uns, nicht ohne Verabredung für den Rückmarsch.

Meine „Wohnung“ war von einem Marokkaner belegt, wir konnten nicht bleiben und gingen deshalb zu Freunden. Das war eine Überraschung. Jeder berichtete, wie es ihm ergangen war. Ich schaute nach meinem Arbeitsplatz, wo ich schon erwartet wurde. Aber ich konnte noch nicht bleiben. Am übernächsten Tag ging's wieder zum Treffpunkt Prag. Wir hatten alle nach dem kurzen Besuch die feste Absicht, sobald wie möglich wieder mit Sack und Pack nach Stuttgart zurückzukommen, obwohl auch hier alles unklar war. Stuttgart war noch von den Franzo-

sen besetzt, die rigorosier regierten als die Amerikaner.

Es war ein heißer Tag, wir schwitzten, hatten Hunger und Durst. Unser bißchen Reiseproviand war längst aufgegessen. 1180 Kalorien war damals die amtliche Tagesration. In Grossbottwar trafen wir eine Frau vor einer Gaststätte, die wir um Wasser baten. Sie lud uns ins Haus, gab uns zu trinken und auch ein Stück Brot. Auch sie war evakuiert, und ich weiß nicht, ob sie uns aus Mitleid verköstigte oder aus Solidarität mit den Evakuierten, die in den Dörfern nicht gerade freundlich behandelt wurden.

Sicher meinte sie es gut mit uns, als sie uns Wein zum Trinken gab. Die Folge war aber, daß wir alle erst einen Mittagsschlaf einlegen mußten, bevor wir weiterkonnten. Deshalb kamen wir bis zur Sperrstunde nur bis Etzlenswenden. Der Name gefiel mir schon damals und prägte sich mir ein. Ich bin später oft durch die Ortschaft gekommen und erinnerte mich an die dreckigen, hungrigen, durstigen, müden Wanderer von damals. Auch in Etzlenswenden fanden wir eine Bleibe für die Nacht, bekamen sogar von einer Bäuerin etwas Milch, sodaß wir am anderen Morgen gestärkt das letzte Stück Weg gut hinter uns brachten. Erschöpft, aber zufrieden kamen wir zurück, zur großen Erleichterung der zurückgebliebenen Großmütter.

Zurückschauend wundere ich mich, wie wir damals verhältnismäßig unbekümmert durch den Frühling wan-

derden, während die Welt in Trümmern lag und unsere Zukunft mehr als ungewiß war.

Die Menschen, die wir trafen, waren alle hilfsbereit, freundlich, sie teilten das Wenige, das sie hatten, mit uns, den völlig Fremden. Warum gibt es diese natürliche Solidarität erst bei Katastrophen?

Wir waren einfach froh, daß der Krieg zu Ende war. Zwei Frauen aus unserer Fünfergruppe wußten damals noch nicht, daß ihre Männer schon vor Wochen gefallen waren. Bald darauf machte ich mich allein wieder auf den Weg nach Stuttgart. Diesmal ging's zu Fuß nach Heilbronn, denn ich hatte gehört, daß die Amerikaner hin und wieder eine Lokomotive mit Wagen nach „Unterturkenheim“ wie sie sagten, fahren ließen, und wenn sie gut aufgelegt waren, Passagiere mitnahmen. Es klappte, aber der Andrang war groß. Teilweise stand ich auf dem Trittbrett und das während der Fahrt über den notdürftig reparierten Cannstatter Eisenbahnviadukt!

Der Marokkaner war inzwischen aus dem Zimmer abgezogen, wohl gemerkt, ohne etwas zu beschädigen. Ich ging wieder zur Arbeit, ging wortwörtlich, denn die Neckarbrücken waren gesprengt, nur der

Berger Steg stand noch. Von dort fuhr dann eine Straßenbahn nach Stuttgart.

Am 12. Juni 1945 kam meine Familie nach, sie hatten für die Fahrt einen Platz auf dem Kohlenwagen ergattert.

Auf den Tag genau waren wir vor 12 Jahren ebenfalls nach Cannstatt gezogen. Nach der Machtübernahme 1933 konnten wir in Schweningen nicht bleiben, weil dort der Aufbau einer neuen Existenz unmöglich war. Unser Vater war seit März verhaftet und auf dem Heuberg. Und wie damals sorgte unsere Mutter für uns. Sie hamsterte erfolgreich (hamstern war damals nicht das Anhäufen von Vorräten, sondern das Beschaffen vom Lebensnotwendigsten), beschaffte nicht nur gebrauchte Baby-Schuhe, sondern sogar eine Wohnung. Sie machte nicht nur uns, sondern auch anderen Mut. Natürlich war alles schwierig, Strom und Gas funktionierten oft nicht, Fenster waren zugenagelt, die Versorgung miserabel und man wußte nicht, wo Verwandte und Freunde waren, wie es ihnen ging. Aber der fürchterliche Krieg war zu Ende, die Nazis verschwunden. Wir fingen neu an.

Lotte Ruggaber, Stuttgart

1000 Jahre und danach

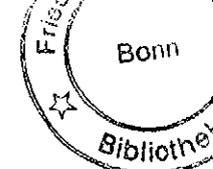
Der vom „1000jährigen Reich“ gewollte totale Krieg hatte mit der bedingungslosen Kapitulation geendet. Bei meinem ersten Fluchtversuch nach Kriegsende fuhr ich in der Tschechoslowakei den Amerikanern in die Arme. Nach den Kapitulationsvereinbarungen wurden die Teile der 8. Armeegruppe (unter Generalfeldmarschall Schörner), zu denen meine Einheit auch gehörte, von den Amerikanern an die Russen übergeben. Nach schikanösem, tagelangem Gewaltmarsch wurden etwa 30.000 deutsche Wehrmachtsangehörige in einem großen Lager südlich von Prag zusammengeführt. Aus diesem erfolgte nach etwa 3 Monaten der Abtransport Richtung Rußland. Bei Kronstadt in Siebenbürgen gelang mir unter dramatischen Umständen der Ausstieg aus dem Eisenbahn-Gefangenentransport. Danach folgte eine Flucht über 3.000 km durch Rumänien, Ungarn, Österreich nach Niederbayern. Von dort gelangte ich „schwarz“ über die Demarkationslinie nach Berlin zu meinen Eltern.

Trotz der damals üblichen Bespitzelungen gelang es, mich vorsichtig in die sehr zerrütteten Nachkriegsverhältnisse einzuordnen. Jetzt erst kam allmählich die Rückbesinnung, das Vergangene zu überdenken. Der in Nürnberg beginnende Kriegsverbrecher-Prozeß fand mein brennendes Interesse. Wollte es mir doch anfangs überhaupt nicht einleuchten, daß hohe Militärs zum schmachlichen Tod

durch Erhängen verurteilt wurden. Doch die wachsende Erkenntnis, daß diese hohen Offiziere (Keitel und Jodl) wider besseres Wissen dem „großen Führer“ nicht zu widersprechen wagten und mangels eigener Zivilcourage lieber tausende, ja hunderttausende deutsche Soldaten opferten, wurde mir klar, daß sie einen ehrenhaften Tod nicht verdient hatten.

Es gab auf der politischen Bühne eine Persönlichkeit, die für mich besonders beeindruckend war: Dr. Kurt Schumacher. Zu dieser Zeit, da deutsche Politiker unter der Fuchtel der Besatzungsmächte mehr oder weniger diesen nach dem Mund redeten, war Kurt Schumacher eine rühmliche Ausnahme. Als leidenschaftlicher Patriot besaß er damals schon den Mut, den Besatzungsmächten unverblümt und mit messerscharfer Logik klarzumachen, daß man ein hochintelligentes Volk im Herzen Europas nicht in die Vorzeit zurückversetzen könne, wie es der Morgenthau-Plan beabsichtige.

Ohne die Vergangenheit zu verniedlichen und irgendwelche Gesamtschuld von sich zu weisen, verstand er es, an die Vernunft unserer Sieger zu appellieren. Ich will nicht behaupten, daß es der Mahnungen von Kurt Schumacher bedurft habe, den späteren Marshallplan auf den Weg zu bringen; aber ich bin der Meinung, daß zumindest die flammenden Reden von Kurt Schumacher mit dazu



beigetragen haben, Denkanstöße im humanitären Bereich gegeben zu haben.

Der Anfang unserer jungen Demokratie war zwar schwer, aber auch

vielversprechend. Das Interesse an der Politik und das Bewußtsein der Mitverantwortung an unserem Gemeinwesen bestimmten mein zukünftiges Leben.

Willi Kaiser, Karlsruhe



Kurt Schumacher wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden.

Tagebuch eines 16jährigen

Mi. 2. 5. 45, Wernersdorf, Sudetenland

Am 1. 5. 45 fiel der Führer — bis zum letzten Atemzug kämpfend für Deutschland und Europa gegen den Bolschewismus — in Berlin in der Reichskanzlei. Als Nachfolger ernannte er Großadmiral Dönitz. Von weiteren Regierungsmitgliedern hört man nichts. Vor einigen Tagen ist Mussolini mit seinen letzten Anhängern von Banden ermordet worden. Wir werden weiterkämpfen, um noch so viel wie möglich vor dem Bolschewismus zu retten, bis ein tragbares Kriegsende herbeigeführt ist.

Fr. 4. 5. 45, Kaaden, Sudetenland

Vormittags meldeten wir uns — Roland Knirsch, Jakob Becker und ich — hier in der Bannführung freiwillig zum Kriegseinsatz und erhielten die Einberufung nach Prag. Nachmittags packten wir unsere Sachen und saßen auf dem Marktplatz in Kaaden, warteten auf den Autobus nach Komotau, von wo es in der Nacht weiter nach Prag gehen sollte.

Mo., 7. 5. 45, Prag, Kaserne auf dem Veitsberg

Am Samstagmorgen kamen wir am Prager Bahnhof an: Teils zu Fuß, auf flachen offenen Güterwagen und zuletzt in einem überfüllten Personenzug unter lauter Tschechen. In der

Kaserne der „SA-Standarte Feldherrenhalle“ meldeten wir uns vormittags, nachdem wir zuvor auf einer Caféterrasse in aller Ruhe gefrühstückt hatten; die Ober waren nicht gerade freundlich. Wir sollten jetzt erst einmal gemustert werden.

Aber es kam anders. Schon in der Mittagszeit begann die Erhebung, eingeleitet durch eine Demonstration mit Fahnenhissung durch die Tschechen. Gegen Abend wurde geschossen. Seitdem sind wir in unserer Kaserne sozusagen eingeschlossen. Um 1 Uhr nachts liefen wir in den Keller, weil der Beschuß durch Infanteriewaffen in den oberen Geschossen immer gefährlicher wurde. Die Wasserversorgung ist auch ausgefallen, die Tschechen unterbrachen die Hauptleitung. Wir schleppten daher nachts unter Lebensgefahr (die Straße, die wir überquerten, lag unter Beschuß) Wasser in großen Kanistern aus einem eroberten Nachbarhaus in unsere Küche.

Heute morgen kam der Einsatz von außen: Schützenpanzer mit Infanterie stehen seither im Kampf mit den kommunistischen Tschechen, während die Nationalen ihre Waffen niederlegten. Es soll die von der Ostfront zurückgehende Armee Schörners sein, die uns jetzt freikämpft. Von einem Ultimatum wird gesprochen: Wenn man uns nicht abziehen läßt, wird Prag beschossen.

Do., 10. 5. 45 (Himmelfahrt), Pilsen; In amerikanischer Gefangenschaft

Am Dienstagabend, 8.5., ist unsere Gruppe mit der weißen Fahne und ohne Waffen aus Prag abmarschiert. Tschechen standen dichtgedrängt rechts und links auf den Gehwegen, sie drohten und schimpften zuweilen. Gestern nachmittag kamen wir, nach einem Nacht- und Tagmarsch hier, einige Kilometer vor Pilsen in der Nähe von Rokitschan an. Wir sind ca. 6.000 Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kinder — wozu man uns offenbar auch zählt — von amerikanischen Panzern umstellt, auf einer Wiese von ca. 5 Quadratkilometern gefangen. Wir liegen im Gras unter freiem Himmel. Decken und Zeltbahnen haben wir leider gestern zur Marscherleichterung weggeworfen, nun frieren wir. Gerade habe ich eine LKW-Plane organisiert für die kommende Nacht. Von einem deutschen LKW wurden Konservendosen verteilt, wir haben auch je eine ergattert.

Kriegslage:

Eigentlich ist der Krieg jetzt aus, nachdem unsere Truppen von der Ostfront abfahren und sich in amerikanische Gefangenschaft begaben: Also Kapitulation — und den Krieg hat der Ami gewonnen. Unser Volk sucht Rettung auf den schwimmenden Teilen, die von unserem „Vaterlandsschiff“ noch übrig blieben. Und wenn die Amis und Engländer uns nicht auf ihre „Schiffe“ nehmen, wird uns das „Meer“ — die Russen — verschlin-

gen. So sind wir auf die Gnade der Amis angewiesen. Liefern sie uns den Russen wie vereinbart aus, sind wir verloren. Wir sind es aber auch, wenn sie uns hier entlassen, denn der Iwan steht vor der Tür, schnappt uns und schickt uns nach Sibirien.

Ich habe Angst, daß es meinem Vater so ergeht, wenn er nicht rechtzeitig aus der schlesischen Front herauskam — und meiner Mutter und Schwester, wenn sie in Wernersdorf von den Russen besetzt wurden.

So., 13. 5. 45, Rokitschan

Am Freitagnachmittag wurden wir Zivilisten nach Rokitschan gebracht. Wir sind in mehrere Konzentrationslager eingeteilt worden. Die Lagerinsassen sind in leerstehenden Fabrikgebäuden untergebracht, in einigen Hallen liegen viele nagelneue Flugzeugmotoren. Unser Lager umfaßt 1.000 Personen. Ein großer Teil — auch wir drei — schläft im Freien unter dem Himmelszelt. Wir liegen auf Holzwolle und stecken in zwei braunen Zeltbahnen, die wir auf drei Seiten zuknöpfen. Jede Nacht darf ein anderer in der Mitte liegen.

Wir sind nun schon den 3. Tag hier und erhielten erst einmal 1 Pfund Brot und dazu heute nacht ein wenig Suppe. Es schmeckte wie Spülwasser. Heute morgen habe ich das letzte Stückchen Brot von meiner Mutter gegessen; es ist zum Weinen, so sehr habe ich Heimweh. Aber in Wernersdorf sind sicher die Russen und sie wird denken, ich fiel in Prag in ihre Hände. Vater kam bestimmt nicht

rechtzeitig aus Schlesien heraus und wird auch gefangen sein. Meine Mutter muß ja verzweifeln: Von mir hört sie nichts, von Vater nichts, und der russische Terror im Dorf.

Wir werden nicht entlassen, es besteht keine Hoffnung. Ich glaube kaum, daß ich meine Eltern wiedersehen werde. Und sollten wir doch entlassen werden, kann ich nicht nach Wernersdorf, weil sicher die Russen dort sind.

An Lebensmitteln habe ich noch: 3 Schachteln Knäckebrot, 4 Rationen Notverpflegung und 750 Gramm Schweinefett. Das Fett würde Mutter jetzt notwendig brauchen — und ich wäre so gern bei ihr.

Fast jeden Tag müssen wir uns mit den Männern in einer Reihe aufstellen, dann kommen Tschechen und suchen Verdächtige heraus und nehmen sie mit.

Die., 15. 5. 45, Rokitschan

Heute sind wir schon den 5. Tag hier und es besteht noch immer keine Aussicht, daß wir entlassen werden. Manche sagen, es sind zu große Transportschwierigkeiten. Unser Lager ist inzwischen auf 3.000 Personen angewachsen. In Rokitschan sind 13 Lager mit 30.000 Personen. Sicher ist, daß wir es nicht mehr lange aushalten. Angefangen bei der Verpflegung: 1/4 Liter Fleischbrühe auf den Tag reicht gerade, um uns am Leben zu halten. An eine regelmäßige Brotverteilung ist gar nicht zu denken. In den 5 Tagen, die wir hier

sind, bekamen wir etwas mehr als 500 g. Dann die Unterkunft: Während der Nacht liegen wir frierend im Freien auf der nackten Erde ohne Decken. Den Tau spüren wir jede Nacht feucht auf uns, manchmal auch Regen. Ich habe Zahnweh. Schöner geht es in der Nachbarschaft zu. Neben uns haben zwei junge Luftwafenhelferinnen ein perfektes Zelt. Und jeden Abend hört man sie kichern, wenn die Männer kommen.

Do., 17. 5. 45, Rokitschan

Die Lage ist zum Verzweifeln. Hier im Lager leiden wir unter Hunger und Heimweh. Raus lassen uns die Amerikaner nicht, weil wir die im Reich bestehende Hungersnot nur noch vergrößern würden, und sie darin eine Gefahr für ihre Truppen sehen. Die Tschechen jedoch wollen uns raus haben, damit sie nicht angesteckt werden, wenn bei uns eine Seuche ausbricht. Außerdem haben sie auch nicht genug zu essen. Sie stellen deswegen jedem, der einen Lichtbildausweis hat, einen Passierschein aus, mit dem man über die Grenze nach Deutschland kommt. Was aber, wenn man unter den tschechisch-bolschewistischen Mob gerät? Es steht auch nicht fest, daß man im Sudetengau bereits gerettet ist, weil man hört, daß die Tschechen in dieses Gebiet einmarschieren werden, wenn sie es nicht schon sind. Einer will in der Zeitung gelesen haben, daß Benesch in Prag ist und alle Sudetendeutschen geflüchtet sind.

Sa., 19. 5. 45, Rokitschan

Nach etwas erkältet und zitterig vom Regen, der uns heute Nacht durchnäßte, sitzen wir auf dem Gehäuse unserer „Hütte“ und sonnen uns. Der Hunger ist natürlich wieder unser Gast. Ein Pfund Brot (und sonst nichts), das wir abends für 2 Tage faßten, reichte kaum, um uns über Nacht zu sättigen. Von regelmäßigen Mahlzeiten kann man eigentlich nicht reden, wir essen immer dann, wenn es etwas gibt. Manchmal sind wir die Ersten, dann essen wir um 10 Uhr, manchmal die Letzten, dann gibt es eben erst um 5 Uhr nachmittags etwas. Heute kommen wir gegen 12 Uhr dran. Sonst haben wir nichts mehr an Vorräten. Hoffentlich halten sie ihr Versprechen und verlegen das ganze Lager am Montag oder Dienstag nach Deutschland. Angeblich nach Fürth in Bayern und von dort soll sich jeder auf eigene Faust heimschaffen.

Die., 22. 5. 45, Rokitschan

Leider wurde von dem Versprochenen nur ein Bruchteil wahr. Gestern ging ein Transport mit ca. 500 Personen — meist Frauen — ab. Gleichzeitig wurde bekanntgegeben, daß die übrigen erst bis Donnerstag drankommen. Heute heißt es nun wieder, daß unser Abtransport ganz in Frage gestellt wird, weil sich eine Person gegen den Lagerbefehl vergangen hat, wonach alle Lebensmittel für die Gemeinschaftsverpflegung abzugeben sind und das private Brotbeschaffen verboten ist. Wegen diesem

einen Fall hat nun das ganze Lager zu leiden. Der Abtransport unterbleibt und die Tagesration wird auf 3/5 Liter gekürzt. Wenn das so weitergeht, sind wir in 14 Tagen krank und halb verhungert. Wir frieren Tag und Nacht bei diesem Dauerregen. Jeden Tag nur leere Fleischbrühe ohne Gemüse und damit ohne Vitamine; wir verlieren bald die Zähne und Knochen.

Vorgestern war Muttertag. Daß ich dabei an sie dachte — wie an anderen Tagen, wenn mich das Heimweh plagt — war selbstverständlich. Jetzt in dieser Zeit lernen wir, was uns Mutter und überhaupt Eltern bedeuten.

Do., 24. 5. 45, Rokitschan

Wir drei liegen im Zelt, weil es draußen regnet. Es läutet Mittag und wir haben heute erst eine Schnitte Brot gegessen. Die Tagesration bekommen wir erst um 15 Uhr. Gestern habe ich die letzten Feigen gegessen, die mir ein Soldat vor 14 Tagen schenkte. Ich wollte sie für Mutter und Schwester aufheben, da wir aber fast nichts mehr bekommen, habe ich sie aufgegessen. Heute gingen wieder 500 Personen ab, ihre Plätze wurden aber aufgefüllt durch 500 andere, die aus dem aufgelösten Nachbarlager kamen.

Es ist Mitternacht. Ich und Knirsch sitzen am Lagerfeuer vor dem Zelt und verbrennen das letzte Holz. Jakob schläft. Weil wir morgen fortmachen, haben wir heute zweimal Essen und 2 Pfund Brot gefaßt. Um 6 Uhr sollen

wir mit LKWs ins Reich befördert werden, in ein Lager irgendeiner Donaustadt. Das wird eine Fahrt geben! 38—40 Mann pro Wagen, stehend über 100 km weit. Manche vom Sudetengau bleiben hier und warten auf eine Sonderregelung, die ihnen eine Heimkehr ermöglicht. Vielleicht bedeutet die Sonderregelung auch Auslieferung an die Russen?! Wir bleiben lieber unter amerikanischem

Schutz und machen die Fahrt morgen mit.

Fr., 25. 5. 45, Preißach in Deutschland

Vor einer Weile sind wir hier ausgeladen worden, nachdem wir in der Früh um 7 Uhr in Rokitschan abfuhren....

Heinz Stephan, Karlsruhe

Das Ende der Angst

Das Ende des Krieges bedeutet für mich das Ende einer Kindheit und Jugend voller Angst.

Am Abend nach dem Einmarsch der französischen Truppen brachte ich meine kleine 5jährige Schwester zu Bett. Ich zog ihr einen leichten Schlafanzug an und deckte sie zu. Sie setzte sich noch einmal verwundert auf: „Darf ich jetzt so schlafen?“ Und auf mein bestätigendes Nicken fragte sie noch einmal: „Darf ich jetzt jede Nacht so schlafen?“ „Ja“, sagte ich, und in diesem Augenblick wurde es mir klar bewußt: „Das ist Frieden!“ Schlafen, nicht wie bisher völlig bekleidet, so daß wir beim ersten Ton der Sirene nur noch in die Schuhe schlüpfen mußten, um aus dem Haus und in den „Stollen“ zu rennen; schlafen, ohne gleichzeitig auf Motorengeräusche zu horchen, die vielleicht vereinzelte Jagdbomber sein konnten, die auch ungewarnt ihre tödliche Last abluden. Schlafen ohne Angst, das ist Frieden.

Die Angst vor den unmittelbaren Auswirkungen des Krieges hatte auch uns in Stuttgart schon lange erreicht. Doch noch älter war meine Angst vor den „Anderen“, die ich lange nicht so richtig festmachen konnte. Das hatte schon sehr früh begonnen. Mein Vater war Pfarrer und hatte wie der größte Teil der württembergischen Pfarrerschaft den von der nationalsozialistischen Reichsregierung geforderten uneingeschränkten Treueeid auf Adolf Hitler nicht geleistet. Das machte ihn wie so viele andere dem Regime verdächtig — und wenn wir auch das Ende dieser Herrschaft schließlich unbeschadet erlebten, so hing doch über meiner ganzen Kindheit immer die Angst, die sich gelegentlich in dem Seufzer meiner Mutter ausdrückte: „Sei doch still, du kommst sonst doch noch einmal nach Dachau!“ Und Dachau war ein KZ, das wußten auch wir Kinder, und es war nicht gut, dort zu sein. 1945 nun geschah das Wunder: An

unsere Eingangstür kam ein Schild „Off Limits to all Troops“ — wir, die Geängstigten, wurden die Beschützten und andere Leute suchten bei uns Schutz. Mein Vater erhielt eine Armbinde, die es ihm erlaubte, auch zu der von der Militärregierung verordneten Sperrzeit Besuche zu machen und immer wieder klingelte das Telefon, wenn Leute seinen Beistand suchten.

Das Unglaublichste aber spielte sich an den Nachmittagen ab: Da kamen die Leute, die wir früher gefürchtet hatten, z.B. der Ortsgruppenleiter und andere „stramme Parteigenossen“ und warteten geduldig in unserem Hausgang, um von meinem Vater eine Bestätigung zu bekommen, daß sie sich der Kirche gegenüber doch immer korrekt verhalten hätten. Mein Vater stöhnte manchmal abends über seinen langen Namen, so viel hatte er zu unterschreiben.

Die schönste Erinnerung aus dieser Zeit aber ist für mich der Dankgottesdienst, der an Himmelfahrt im Großen Haus der Staatstheater gehalten wurde. Vorn auf der Bühne stand ein

großes Kreuz und wir, der Kirchenchor von Gablenberg, standen oben im 2. Rang und sangen.

Sicher, es waren auch schwere Tage, und sie dauerten noch lange. Es kamen die Jahre 46 und 47, wo es uns an allem, Nahrung, Kleidung, Heizung fehlte.

Vor uns lag 1945 noch eine lange Zeit des Wartens: unsere Brüder waren beide an der Front gewesen. Der Jüngere (Jahrgang 1927) kam glücklich im Sommer 1945 aus der französischen Kriegsgefangenschaft nach Hause. Vom Älteren (Jahrgang 26) fehlte lange jede Nachricht. Erst im Herbst 1946 teilte uns das Rote Kreuz mit, daß er im April 1945 ums Leben gekommen war. Die Folgen des furchtbaren Mordens ließen uns noch lange keine Ruhe.

Und doch war nun alles anders geworden. Auch meine Mutter, die durch den Verlust ihres Ältesten tief verletzt war, kannte diesen Trost: „Nie wieder Krieg — wir bauen eine neue Welt“. Mit dieser Hoffnung ließ sich's leben!

Gertrud Hartmann, Reutlingen